This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 288 847

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Class No.

Papsttum und Kaisertum.

Universalhistorische Skizzen

von

Richard Schwemer,
Dr. phil.

Hic ego nec metas rerum nec tempora pono;
Imperium sine fine dedi . . .

Virg. Aen. I. 278.

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Stuttgart 1899.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

DD 126
.5
S3

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort.

Papsttum und Kaisertum sind zwei Herrschaftsformen, die sich auf Grund von universalen Zusammenhängen gebildet haben, Zusammenhängen, die die europäische Menschheit und ihrer Tendenz nach die ganze Menschheit umfassen.

Sie sind Versuche, die Weltstaatsidee zur Erscheinung zu bringen, und diese Idee war im späteren Altertum und während des ganzen Mittelalters die herrschende.

Der nationale Staat, der heute als die notwendige und selbstverständliche Form des politischen Daseins erscheint, hat sich erst spät und nur langsam entwickelt. Den größten Teil ihrer uns bekannten Geschichte hat die europäische Menschheit in universalen Staatsgebilden verlebt, auf Grund von Gemeinsamkeiten kultureller und religiöser Natur, die sich hier als staatsbildende Prinzipien bewährten.

95362

Auch heute ist Europa mehr als ein bloßer geographischer Begriff. Es ist auch der Ausdruck für eine Gemeinschaft höherer Art, die zwischen den verschiedenen Völkern besteht, und die sie untereinander verbindet. Es giebt ein Völkerrecht, das die Beziehungen der europäischen Staaten in einer Fülle von Einzelfällen bestimmten Gesetzen unterwirft, denen sich alle fügen, es giebt eine europäische Zivilisation, die Nichteuropäern gegenüber auch zwischen Angehörigen sonst noch so feindlicher Staaten eine gewisse Solidarität stiftet, es giebt eine Humanität, welche das Verhalten der Staaten auch da bindet, wo sie dem Völkerrechte nach frei sind.

Betrachten wir die Dinge im großen, so ist es unmöglich zu verkennen, daß dieses Gemeinsame langsam zunimmt. Der Weltverkehr, der sich immer gewaltiger entwickelt, bringt die Völker in steter Steigerung einander näher, in dem Maße, in dem die Güter ausgetauscht werden, verstärkt sich auch der Austausch auf geistigem Gebiete.

Wenn man diesen Gedanken weiter nachgeht, so ist a priori die Möglichkeit nicht abzulehnen, daß auf Grund dieser ausgleichenden Wirkungen in ferner Zukunft einmal staatliche Gebilde von universalem Umfange entstehen könnten, von denen aus betrachtet unser heutiger nationaler Staat nur als ein Durchgang erscheinen würde.

Ob dieſe Entwicklung wahrſcheinlich wäre, muß dahingeſtellt bleiben. Gewiß iſt, daß eine ſolche Entwicklung der Menſchheit nichts eigentlich Neues bringen würde, daß ſie im großen Umfange nur wiederholen würde, was ſich im kleinen ſchon einmal zugetragen hat, gewiß iſt ferner, daß die Wirkung jener europäiſchen Gemeinſchaft ſich ſchon jetzt äußert: die europäiſche Menſchheit iſt gegenwärtig zerſplittert in eine Menge einzelner nationaler Staaten, die teilweiſe untereinander in heftigſtem Gegenſatze ſtehen. Eine ſtarke Spannung lagert beinahe beſtändig über unſerem Erdteile und nötigt jede einzelne Macht zu ſtets zunehmenden Vorkehrungen, zum Schutze gegen den drohenden Kriegsſturm. Wenn trotz dieſer dauernden Kriegsbefürchtung der Krieg doch nicht kommt, ſo ſehen wir eben darin das Ergebnis jenes höheren Gemeingefühls, welches trotz alles Trennenden die Völker Europas umſchließt. Der europäiſche Friede, der nun ſchon ſo lange währt, iſt recht eigentlich eine Treuga Dei, das Wort im weiteſten Sinne genommen, ein Gottesfriede.

Das waren die Geſichtspunkte, von denen die folgenden Federzeichnungen beſtimmt waren, die den Verſuch machen, von univerſalhiſtoriſchem Standpunkte aus Entſtehung, Weſen und gegenſeitiges Verhältnis von Papſttum und Kaiſertum zu erfaſſen. Vielleicht tragen ſie gerade dadurch, daß ſie auf die Farben-

wirkung der Einzelheiten verzichten, dazu bei, das Verständnis für die großen Zusammenhänge zu fördern, die großen Richtlinien stärker hervortreten zu lassen.

Sie sind mit Ausnahme von dem sechsten und siebenten Kapitel im wesentlichen Vorträge, die in dem verflossenen Winter in dem Freien deutschen Hochstifte vor einem Publikum von gebildeten Herren und Damen gehalten wurden. Im einzelnen meine Ausführungen mit Angaben von Quellen und Gewährsmännern zu belegen, schien mir durch den Charakter der Darstellung ausgeschlossen, ich habe mich aber für verpflichtet gehalten, ein Verzeichnis derjenigen Werke anzufügen, die ich mit besonderem Nutzen zu Rate gezogen habe.

Frankfurt a. M., Juli 1899.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
I.	Das Imperium Romanum und die Kirche . . .	1
II.	Das Kaisertum Karls des Großen	23
III.	Salier und Cluniacenser	42
IV.	Das Zeitalter Friedrich Barbarossas	64
V.	Der Entscheidungskampf zwischen Papsttum und Kaisertum	87
VI.	Imperiale Strebungen und Ideen im späteren Mittelalter	109
VII.	Ausblick	135

Verzeichnis der benutzten Werke und Aufsätze.

Baxmann, Politik der Päpste von Gregor I. bis auf Gregor VII.

Bernheim, Politische Begriffe des Mittelalters im Lichte der Anschauungen Augustins. (D. Zeitschr. f. Gesch.-Wiss. 1896—97 N. F. 1.)

Bryce, The holy Roman Empire.

Boutaric, La France sous Philippe le Bel.

Cherrier, Histoire des luttes des Papes et des Hohenstaufen.

Döllinger, Das Kaisertum Karls des Großen (Vortr. III).

Drumann, Bonifaz VIII.

v. Eicken, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung.

Gierke, Das deutsche Genossenschaftsrecht, Bd. III.

Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter.

Gottlob, Die päpstlichen Kreuzzugsteuern des 13. Jahrhunderts.

Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands.

Huillard-Bréholles, Historia diplomatica Frider. II.

Köhler, Das Verhältnis Kaiser Friedrichs II. zu den Päpsten seiner Zeit (Unters. z. D. Staats- u. Rechtsgeschichte).

Lerour, La royauté française et le Saint Empire Romain. Rev. hist. (1892) Bd. 49, S. 241 ff.

Ed. Meyer, Die wirtschaftliche Entwickelung des Altertums (Vortrag).

Mirbt, Die Publizistik zur Zeit Gregors VII.

Pomtow, Ueber den Einfluß der altröm. Vorstellungen vom Staat auf die Politik Kaiser Friedrichs I. (Hallens. Dissert.).

Ranke, Weltgeschichte.

„ Päpste.

Reuter, Augustinische Studien.

„ Alexander III.

Sackur, Die Cluniacenser.

Sägmüller, Die Idee der Kirche als Imperium Romanum im kanonischen Rechte (Theolog. Quartalschr. 80. Jahrg., 1. Heft, 1898).

Vast, Des tentatives de Louis XIV. pour arriver à l'Empire. Rev. hist. (1897) Bd. 65.

Wegele, Dantes Leben und Werke.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

I.

Das Imperium Romanum und die Kirche.

Das Mittelalter ist derjenige Zeitraum in der Entwicklung der europäischen Menschheit, der der großen Kirchentrennung vorausgeht, die eine Folge der Reformation war. Diese Kirchentrennung bedeutete die Zerreißung eines universalen Zusammenhanges, der anderthalb Jahrtausende bestanden hatte, und sie ist insofern eine Thatsache, die an fundamentaler Bedeutung nur mit einer einzigen anderen Thatsache verglichen werden kann, nämlich mit der Begründung dieses Zusammenhanges. Diese Begründung ist das Ergebnis einer Kette von Ereignissen, die wir als alte Geschichte bezeichnen.

In der That, der wesentliche Inhalt der alten Geschichte ist die Einigung aller Völker, die um das Becken des Mittelmeeres herum wohnten, in einer einzigen umfassenden staatlichen Gemeinschaft. Diese Einigung war das Werk Roms.

Ueber den Mauerring, der die sieben Hügel am Tiberstrome umfing, hinauswachsend, hatte dieses Gemeinwesen alle anderen verschlungen.

Erst hatte es die apenninische Halbinsel unter seiner Führung vereinigt, dann hatte es die Inseln, dann die Randländer der westlichen Hälfte des Mittelmeerbeckens erworben, dann war es auch in die östliche Hälfte gedrungen, hatte Griechenland unter seinen Schutz genommen und hatte endlich alle Trümmerstaaten, die aus dem Zusammenbruche der Monarchie Alexanders des Großen herstammten, in sich aufgenommen.

Die eine Stadt Rom hatte das alles vollbracht, sie hatte die anderen überflügelt oder beseitigt. Eine Rivalin nach der anderen war in Schutt und Asche gesunken, Rom war an ihre Stelle getreten, sie war die Allhauptstadt geworden, das Haupt der Welt, die Kosmopolis.

Es ist unmöglich, in diesem Ablauf der Dinge das Wirken einer inneren Notwendigkeit zu verkennen. Ein Blick auf den Schauplatz der Geschichte der alten Welt genügt, um diese Notwendigkeit zu ahnen: das Mittelmeer war in seiner eigenartigen Gestaltung und in seinen Größenverhältnissen kein Element der Trennung, sondern der Verbindung. Es lud zum Verkehr und zum Austausch ein, damit trat eine Berührung der verschiedenen Lebens- und Kulturkreise ein, die einen Zustand der Rivalität und also des Kampfes begründete, der so lange dauern mußte, bis an die Stelle der vielen ein einziger Kulturkreis trat. Das geschah, als Rom sein Werk vollbracht hatte.

Es war nun ein Zustand des Friedens geschaffen, der ewige Dauer haben zu sollen schien. Der Kreis dieses Friedens fiel mit den Grenzen des Reiches zusammen und die Grenzen des Reiches beinahe mit den

Grenzen der damals bekannten Welt. Die ganze Menschheit, soweit sie in Betracht kam, war in diesen Friedenskreis eingeschlossen. — Unter dem Eindruck dieser Thatsache vollzog sich eine Ausgleichung der Begriffe: römische Kultur wurde die Kultur, das römische Reich das Reich, denn das Reich umschloß alles, was die antike Welt an geistigen und materiellen Gütern überhaupt erarbeitet hatte, es war das große Sammelbecken geworden, in das alle die zahllosen Einzelströme des antiken Lebens eingemündet waren. Da eine weitere Entwickelung nicht mehr denkbar war, da nur die Erhaltung des erreichten Zustandes gewünscht werden konnte, so mußte notwendig die Geschichte der Bildung des römischen Reiches als die Geschichte der Menschheit überhaupt erscheinen. Das Imperium Romanum mußte sich bei rückwärtiger Betrachtung darstellen als die von Anbeginn an gewissermaßen gewollte und an sich notwendige Form des Menschheitsdaseins, es war die Vollendung schlechthin, über die hinaus es nichts mehr gab, es mußte erscheinen als der Sinn und Abschluß der ganzen bisherigen Entwicklung. — Der antike Staat ist keine bloße Rechtsordnung; er umfaßt auch alles, was dem Menschen heilig ist. Der Staat, die Staatsidee, war darum Gegenstand des Kultus. Wenn das schon überhaupt der Fall war, so natürlich ganz besonders bei der erhabenen Idee des römischen Weltreiches: Der heiligen Roma wurden in den Provinzen Tempel errichtet und Priester bestellt.

Ihren sinnlichen Ausdruck fand diese Idee des Reiches in der Person dessen, der dazu berufen war, als Nachfolger Cäsars, als Kaiser das Ganze zu regieren.

Die Form der Einherrschaft hatte sich nach furchtbaren Schwankungen schließlich als diejenige herausgestellt, die allein den Bedürfnissen entsprach. Tacitus sagt: „Es lag im Interesse des Friedens, daß die Herrschaft in die Hände eines Einzigen fiel." —

Es war damit eine über alle Begriffe erhabene Stellung, eine Gewalt von unermeßlicher Bedeutung und Machtfülle geschaffen, und da die Grenzen zwischen Menschlichem und Göttlichem in jenem Zeitalter sehr nahe aneinander lagen, so bahnte die Vorstellung von der über alles Menschentum so unendlich hervorragenden Stellung des Einen, der den Weltstaat vertrat, ganz von selber den Weg zur Vergottung dieses Einen: Mit dem Weltstaat entstand auch die Kaiserreligion. Die guten Kaiser wurden nach ihrem Tode durch Senatsbeschluß zu Heiligen erhoben, im Reiche aber erhielten sie schon bei Lebzeiten Bilder und Opferdienst.

Jahrhunderte dauerte dieses römische Reich. Der Glanz seiner äußeren Erscheinung prägte sich tief, völlig unverlierbar in die Vorstellung der Menschen ein, allein es dauerte nicht ewig. Schon als es noch von Kraft und üppiger Fülle zu strotzen schien, war es krank. Es war ein schleichendes Uebel, das es von innen heraus zerstörte. Es siechte dahin an den Schäden, die aus dem Wesen des Universalstaates an und für sich folgen, vor allem aber an den Wirkungen gehäufter wirtschaftlicher Sünden: wirtschaftliche Verödung, Anämie war der Zustand, an dem das Reich zu Grunde ging.

Allein, als es dahinstarb, war schon etwas anderes da, das an seine Stelle trat und die Fortdauer der Entwicklung sicherte, das war die Kirche.

Die Kirche ist nicht das Christentum, aber sie ist erwachsen auf Grund der Lehren, die von Christus verkündigt waren. Sie ist eine Vereinigung aller derer, die sich zu ihr hielten und die sich den Ordnungen der Gemeinschaft fügten. Sie ist in ihrer Entstehung und in ihrem Wachstum nur zu verstehen im Hinblick auf den römischen Weltstaat. Sie hat sich im Gegensatz zu diesem Weltstaate entwickelt. Wenn dieser gewissermaßen von oben nach unten hin sich geltend machte, so wuchs die Kirche von unten nach oben.

In ihr fand sich alles zusammen, was in irgend einer Weise litt unter dem Drucke der wirtschaftlichen, sozialen, politischen, religiösen Entwicklung, die in dem römischen Weltreiche zum Siege gelangt war. Die Zahl dieser Leidenden war unendlich, denn der antike Staat war die Organisation der Selbstsucht.

Allen den Leidenden nun, die nicht einstimmen konnten in das Preislied auf das Bestehende, die an irgend einer Stelle wund gedrückt wurden von dem gegenwärtigen Zustand, allen denen klang verheißungsvoll und unwiderstehlich die Mahnung des gekreuzigten Galiläers an das Ohr: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!“ Er, der Gott — so lautete die frohe Botschaft — war zum Menschen herniedergestiegen zur selben Zeit, in der sich in dem Kaiser der Mensch zum Gotte erhoben hatte. Das Christentum brachte in der That die Erlösung — auch im menschlichen Sinne gesprochen —, denn es lehrte die Welt, wie sie war, begreifen, nicht mehr als das Ende aller Dinge, sondern als den Anfang, es setzte dem Reiche dieser Welt das Reich jener Welt entgegen,

es versprach dieses Reich allen denen, die hienieden von Not und Trübsal heimgesucht werden. Das Leiden war nicht mehr Leiden, es war nur noch ein Durchgang zur ewigen Freude.

So kamen denn all die Mühseligen und Beladenen aus dem Dunkel der Großstädte, sie fanden sich zusammen zu Gemeinden und schlossen sich aneinander, um sich gegenseitig im Glauben zu stärken und um unter sich die sittlichen Ideale, die die Lehre Christi aufgestellt hatte, zur Wahrheit zu machen. Die Forderung: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst!“ führte zu einer Organisation der Nächstenliebe, der Selbstentäußerung, die zu der Organisation der Selbstsucht in einen unausgleichbaren Gegensatz trat, und die diese langsam von innen heraus überwand. Verfolgungen konnten nicht ausbleiben, denn vom politischen Standpunkte aus konnten diese Christen, die nicht anbeten wollten vor den Kaiserbildern, nur als Empörer gelten. Aber die Verfolgungen verstärkten nur die Kraft, mit der sich diese Organisation ausbreitete und innerlich festlegte. Sie durchdrang den Weltstaat in seiner ganzen Ausdehnung.

Freilich, bei diesem Hineinwachsen der Kirche in die Welt und in den Weltstaat ging manches von dem verloren, was den christlichen Gemeinden ursprünglich eigen war, und es konnte auch nicht ausbleiben, daß eine gegenseitige Einwirkung stattfand und daß innerlich und äußerlich das erobernde Prinzip von dem langsam unterliegenden Prinzip beeinflußt wurde. Wenn im Anfang die christliche Gesellschaft im wesentlichen proletarisch war, so drangen allmählich bürgerliche und aristokratische Elemente ein und beeinflußten das Gemeindeleben.

Aber nicht bloß das Gefüge der Gesellschaft, auch das Gefüge des Staates prägte sich in der Kirche ab, fand ein Gegenbild in ihr: Wie der Metallguß in die Form, so schmiegte sich die Kirche in den staatlichen Verwaltungsorganismus hinein. Wie die Beamtenschaft im Staate dem Volke gegenüber, so trat allmählich der Klerus, d. h. die Priester und die kirchlichen Beamten, in fester Geschlossenheit den Laien gegenüber auf. Bei der Ordination der Kleriker wurden dieselben Worte und Formeln angewandt, wie bei der Einsetzung der staatlichen Autoritäten. So wie die Stadt in der staatlichen Verwaltung der Mittelpunkt eines von ihr abhängigen Landbezirkes war, so war sie es auch in der Kirche: die Stadt und ihr Haupt, der Bischof, regierten das Land. So wie eine Anzahl von städtischen Bezirken zu einer Provinz zusammengefaßt waren, die von der Provinzialhauptstadt aus verwaltet wurde, so hatte der Bischof der politischen Metropole die Wahl der zu seiner Provinz gehörigen Bischöfe zu bestätigen, und als sich dann später noch größere Verwaltungseinheiten bildeten, entstanden auch kirchliche Obermetropoliten, die in Streitfragen die oberste Instanz darstellten; ja bis auf die Aeußerlichkeiten erstreckt sich die Aehnlichkeit beider Bildungen: Die Kleidung des Klerikers ist schließlich nichts anderes, als die Robe des römischen Beamten.

Schon die Betrachtung dieser eigentümlichen Spiegelung genügt, um gewissermaßen von vornherein zu verstehen, daß dem Bischof der Reichshauptstadt, abgesehen davon, daß er selbstverständlich Metropolit und Obermetropolit war, für das ganze Reich ein Ansehen

zukommen mußte, welches das Ansehen aller anderen Bischöfe überragte. Wenn in dieser Spiegelung kein bloßer Zufall waltet, sondern ein Bildungsgesetz, dann mußte sich nach der Analogie des Reiches auch für die Kirche in der Stellung des Bischofes von Rom etwas anbahnen, was der zentralen Reichsregierung ähnlich sah. Das ist in der That denn schon frühzeitig geschehen, nur hat man gerade hier in Rom den Anspruch auf höhere bischöfliche Würde mit Vorliebe anders begründet. Man hat mehr Wert gelegt auf den apostolischen Ursprung der römischen Kirche, auf die Begründung der römischen Gemeinde durch Petrus und Paulus.

Warum man das that, ist sehr leicht zu verstehen, seitdem Konstantin Byzanz zur Hauptstadt erhoben hatte: Wenn die politische Stellung der Stadt den Ausschlag zu geben hatte, so hätte nun Konstantinopel auch kirchlich an die Stelle Roms treten müssen, das konnte nur vermieden werden durch den Hinweis auf die historische Bedeutung Roms. Dieser Hinweis liegt in der Behauptung des apostolischen Ursprungs der römischen Kirche. Es ist dabei in der Wirkung ganz gleichgültig, ob es sich hier um eine wissenschaftlich unanfechtbare Thatsache handelt: Geglaubt wurde sie allgemein, und es entsprach auch die so begründete Inanspruchnahme einer besonderen Autorität seitens des römischen Bischofs durchaus der herrschenden Anschauung.

Man war in allen Dingen gewohnt, nach Rom zu blicken, man that es selbstverständlich auch in kirchlichen Dingen. In Streitigkeiten, die ausbrachen, wandte man sich schon früh dorthin, um eine Entscheidung zu erbitten, und es wurde dem Bischof von Rom

also ganz von selber eine Stellung angetragen, die an Universalität etwas hatte, was mit der kaiserlichen Stellung verglichen werden könnte.

Auf Grund des Christentums bildete sich also innerhalb des Imperium Romanum etwas aus, was wir Kirche zu nennen gewöhnt sind, was aber in gewisser Beziehung als eine Art Gegenstaat bezeichnet werden könnte. Etwas Staatliches oder Reichsähnliches hatte die Kirche in ihrer Organisation, etwas Reichsähnliches in der strengen Einheitlichkeit, etwas Reichsähnliches auch in der Erstreckung, in ihrer Universalität. Die Ausbildung selber erfolgte im Vergleich zu dem Staate in umgekehrtem Verhältnisse. In dem Maße, in dem der Staat selber an innerer und äußerer Kraft verlor, nahm die Kraft der Kirche zu. Das Verhältnis beider ist vielleicht mit einem Baum vergleichbar, der aus derselben Wurzel hervortreibt, die schon einem anderen Baum angehört und die ihn bisher genährt hat. Je mehr der neue Baum wächst, um so mehr stirbt der andere ab. Es kam die Zeit, wo nichts übrig blieb, als den alten Baum durch den neuen zu sichern, indem eine mächtige Klammer um beide herum gelegt wurde. Diese Notwendigkeit richtig erkannt zu haben ist das Verdienst Konstantins.

Die Legende giebt den inneren Sinn der Entwickelung richtig wieder, wenn sie Konstantin vor der entscheidenden Schlacht, der Schlacht an der milvischen Brücke, ein Kreuz in den Wolken sehen läßt mit der Umschrift: „In diesem Zeichen wirst du siegen!" Er siegte in der That in diesem Zeichen, indem er nach der Schlacht das Toleranzedikt erließ, durch das er an-

erkannte, daß ein weiterer Kampf gegen das Christentum auf die Dauer unmöglich sei. Gerade dieses Toleranzedikt ebnete ihm die Wege und machte ihn zum Herrn des Ganzen, mit ihm aber triumphierte die Idee, daß das Heil für den Staat nicht mehr zu finden sei im Gegensatz gegen, sondern im Anschluß an das Christentum. Die Entwickelung war damit zu einem gewissen Abschluß gediehen: In der Organisation der Kirche und durch sie hatte das Christentum über den antiken Staat gesiegt. Die Weltanschauung, die sich dem antiken Staat gegenüber mit seinem Anspruche auf Allgewalt auf das Gewissen berufen hatte, die sich ihm entgegengestellt und ihn schließlich überwunden hatte, wurde jetzt allmählich zur herrschenden.

Der Inhalt dieser Anschauung nun, diese ganz eigenartige Ideenwelt, wie sie mit dem Christentum und der Kirche groß geworden war, kam nur wenig später in besonders bezeichnender Weise zum Ausdruck in einem Werke, das als eines der merkwürdigsten Werke der Weltlitteratur bezeichnet werden muß, nämlich dem Werke des Afrikaners Augustinus über den Gottesstaat, in der „Civitas Dei".

Es ist seltsam, daß die Grundidee dieses Werkes eine auffallende Aehnlichkeit mit den Ideen eines neueren Schriftstellers hat, bei dem wir zunächst nicht geneigt sind, eine Verwandtschaft mit einem Heiligen des fünften Jahrhunderts zu suchen, mit den Ideen des geistigen Vaters der französischen Revolution, mit Jean Jacques Rousseau. Rousseau schleuderte bekanntlich ein Verdammungsurteil gegen die ganze damals bestehende Kultur, wie sie in Staat, Gesellschaft, Kunst und Wissen-

schaft sich darstellte. Er fand alles grundschlecht, wert, zu Grunde zu gehen, alles nur hervorgegangen aus einem ungeheuren Abfall, einer ungeheuerlichen Verirrung, dem Heraustreten aus dem Zustande der Natur, den er in den glänzendsten Farben als eine Art sozialpolitischen Paradieses schilderte. Aus diesem Zustande trat der Mensch heraus durch die Begründung des Eigentums, das Rousseau als ein Verbrechen bezeichnet, und des Staates, den er als eine Art Verschwörung der Mächtigen zur Unterdrückung der Schwachen brandmarkte, und aus diesen ersten verhängnisvollen Schritten entwickelte sich alles übrige.

Eine ganz ähnliche Auffassung finden wir bei Augustin. Auch er geht auf einen Urzustand zurück, in dem der Mensch frei dahinlebt, nur dazu bestimmt, Herr zu sein über alles, was da kreucht und fleucht. Dieser ursprünglich von Gott gewollte Urzustand ist durch die Begründung der Herrschaft des Menschen auch über Menschen *verkehrt* worden. Diese Verknechtung war eine Folge der Sünde. Da nun alles, was Staat heißt, auf ein Herrschafts- und Unterdrückungsverhältnis begründet ist, so ist auch der Staat eine Folge der Sünde, er ist sündhaft durch und durch, ein großes Latrocinium, eine Räuberhöhle. Ein Blick auf die Geschichte bestätigt das. An der Spitze des römischen Staates steht der Brudermord: Romulus erschlägt den Remus, und so geht es weiter, nichts als Eroberungskriege und Blutvergießen. Die so gepriesenen Tugenden Roms sind in der Auffassung Augustins nur glänzende Laster, der Selbstmord Catos ist mehr thöricht als groß. Homer ist ihm nur der Verherrlicher der

göttlichen Schandthaten und die alte Philosophie erinnert ihn nur an die babylonische Sprachverirrung, genau wie bei Rousseau, der sich auch über die Widersprüche der philosophischen Schulen lustig macht und daraus ihre Nichtigkeit erschließt.

Wir haben in dieser negativen Seite der Augustinischen Schrift das Verdammungsurteil dessen vor uns, was wir als die eigentliche Antike bezeichnen. Das Urteil ist von den nachfolgenden Geschlechtern ratifiziert worden und ist herrschend geworden. Die Vorstellungen des Mittelalters von der Sündhaftigkeit der antiken Kultur und von der Sündhaftigkeit des weltlichen Staates stammen von Augustin. Die Schrift wurde wie ein ungeheurer Schleier, der sich von nun an legte über die ganze heitere Herrlichkeit der alten und vor allem der griechischen Welt. Erst als das Mittelalter zu Ende ging, fiel der Schleier, oder vielmehr umgekehrt: erst, als der Schleier fiel, war das Mittelalter zu Ende.

Augustin reißt aber nicht nur ein, er baut auch auf, und hier ist er recht eigentlich originell. Er stellt dem von ihm verdammten Staate der Sünde, dem endlichen oder irdischen Staate, einen anderen Staat gegenüber, den ewigen Staat, den Staat Gottes. Die Darstellung des ersteren Staates ist nur Folie zur Darstellung des anderen, der sich der in Dunkel versinkenden Welt des endlichen Staates gegenüber in strahlendem Glanze abhebt. Dieser Staat ist die Gemeinschaft aller derer, die Gott wohlgefällig sind, die von ihm erwählt sind, und die dem von ihm gesandten Sohne anhängen. Der mythische Urvater dieses Staates ist Abel, sein Prinzip ist das Gute, wie das Prinzip des

anderen Staates das Böse ist. Der Gottesstaat bleibt ursprünglich beschränkt auf das gelobte Land, er ist nun aber verbreitet über die ganze Erde. Wer die Taufe empfängt, der tritt damit aus dem einen Staat in den anderen über, er wird der Folgen der Sünde ledig, wird von dem ewigen Tode befreit und wird am jüngsten Gericht zur Seligkeit eingehen. Jeder Getaufte als solcher ist also Bürger des künftigen Reiches Gottes und insofern besteht dieses Reich Gottes schon jetzt.

Eine Bestätigung dieser Anschauung, die das Reich Gottes in das Diesseits verlegt, fand er durch die seltsame Umdeutung, die er mit einer Stelle aus der Offenbarung Johannis vornahm. Hier wird geweissagt von einem tausendjährigen Reiche, das kommen soll nach der ersten Auferstehung und in dem die Heiligen mit Christus regieren sollen. Die Offenbarung spricht hier offenbar von einer eschatologischen, d. h. also von einer überirdischen Thatsache, von einem Akt aus dem großen Drama des Weltendes. Augustin verstand die Stelle aber anders: indem er die Taufe als die erste Auferstehung auffaßt, bestand für ihn dieses tausendjährige Reich, seitdem es eine Taufe gab. Durch seine Auslegung wurde das Himmelreich gewissermaßen auf die Erde heruntergezogen, das tausendjährige Reich, in dem die Heiligen mit Christus regieren sollten, wurde durch ihn etwas Wirkliches, und zwar stellte es sich äußerlich dar in der Kirche. Die Kirche ist nach Augustin das Reich Gottes, das Reich Gottes ist die Kirche; mit ihr und durch sie verschwinden die Grenzen zwischen Zeitlichkeit und Ewigkeit, sie bildet die Propyläen für die Akropolis des ewigen Heiles.

Es leuchtet ein, welche neue, beinahe mystische Weihe die Kirche durch diese Umdeutung Augustins, ich möchte sagen durch diese Entdeckung, erhalten hat, welche unwiderstehliche Anziehungskraft der Kirche aus dieser Vorstellung erwachsen mußte. In der Gleichstellung der in der Apokalypse erwähnten Herrschaft der Heiligen und Christi mit der Kirchenverwaltung durch den Klerus, an dessen Spitze der Bischof von Rom stand, haben wir das eigentliche Fundament, auf dem die hierarchischen Forderungen der mittelalterlichen Kirche sich aufbauten, und dieses Fundament war unerschütterlich, solange die Weltanschauung, in der sie ruhte, nicht ins Weichen geriet.

Freilich dauerte es noch lange, ehe diese letzten Folgerungen der Augustinischen Ideen gezogen werden konnten.

Die Rolle, die der Kirche zunächst zugewiesen blieb, war eine viel demütigere, eine dienende, und insofern dem Geiste der Religion, die sie vertrat, auch viel entsprechendere.

Das Werk Augustins wurde geschrieben unter dem Eindrucke der Eroberung Roms durch die Westgoten (410). Der Zauber, der bis dahin das Weltreich geschützt hatte, war damit gebrochen und es begannen nun jene Heimsuchungen, die wir unter dem Namen Völkerwanderung zusammenfassen.

Das Ergebnis dieser Völkerwanderung war die Erfüllung sämtlicher abendländischer Provinzen des Reiches mit germanischen Heervölkern.

In dieser Zeit der ununterbrochenen Lawinenstürze war es das schützende und stützende Gebälke der kirch-

lichen Organisation, das den allgemeinen Zusammenbruch verhinderte und das damit bewirkte, daß die europäische Menschheit mit ihrer Kulturarbeit nicht von neuem zu beginnen hatte. Die alten Zusammenhänge versagten, die Reichsregierung hörte auf, aber ganz von selbst trat der kirchliche Zusammenhang an die Stelle, schoben sich die Bischöfe in die Lücken, übernahmen sie einen Teil der Verrichtungen der verschwundenen Beamten und wuchs die Civitas Dei also in die Geschäfte der weltlichen Civitas hinein. Als die germanischen Krieger im Lande zu schalten begannen, da war es ganz natürlich, daß die Bischöfe die Vertreter der zitternden römischen Provinzialen wurden, da geschah es gar oft, daß sie mit klugem Worte die Begehrlichkeiten der Eroberer zu dämpfen wußten und so ein erträgliches Zusammenleben herbeiführten. Die Kirche stellte so in gewisser Weise einen idealen Zusammenhang des alten Reichszusammenhanges dar, das Imperium lebte in ihr weiter, sie umfaßte die seit dem Sturze des abendländischen Kaisertums verwaiste römische Bevölkerung mit einem unsichtbaren, aber nichtsdestoweniger sehr festen Bande. Und so wie sie die politische Organisation des absterbenden Staates zum Teil ersetzte, so trat sie in noch stärkerem Sinne an seine Stelle als Hegerin und Pflegerin der Civilisation überhaupt. In die Kirche flüchtete sich alles, was der Zerstörung Trotz geboten hatte, Sprache und Litteratur, Kunst und Wissenschaft, soweit sie noch vorhanden waren, fanden in der Kirche ihr Asyl. Die römische Kirche wurde der kostbare Schrein, in den alle Kleinodien der menschlichen Kultur geborgen wurden.

Was nun für die ganze Kirche gilt, gilt auch für das Haupt derselben: Die ganz eigenartige Bedeutung, die der Kirche seit dem fünften Jahrhundert erwuchs, seit jener Zeit, in der die römische Menschheit einer gescheuchten Herde glich, mußte den Bischof von Rom natürlich ganz von selber in die Rolle eines führenden Hirten drängen.

Der Moment, in dem dies zum erstenmal in recht auffälliger und recht wirksamer Weise geschah, ist gerade so wie der Sieg Konstantins in den Stanzen des Vatikan durch den Pinsel Raphaels verherrlicht. Es ist das Bild Attila und Leo der Große. Es knüpfte an die historisch beglaubigte Thatsache an, daß, als der furchtbare Attila sich Mittelitalien näherte, eine römische Gesandtschaft vor ihm erschien mit dem Bischof Leo an der Spitze. Der Bischof suchte den Barbaren durch eindringliche Worte zu bewegen, von dem Angriffe auf Rom abzustehen. Attila zog wirklich ab, und Rom war gerettet. Die fromme Sage stellte natürlich sofort den Zusammenhang her, ließ aber die Wirkung nicht so sehr ausgehen von dem Bischof selber als von einer himmlischen Erscheinung, den Aposteln Petrus und Paulus, die sich plötzlich in den Wolken zeigten und den Hunnenkönig mit Entsetzen erfüllten. In Wirklichkeit war der Abzug Attilas natürlich durch sehr reale Beweggründe veranlaßt, allein, wenn man absieht von der besonderen Beziehung des Vorganges auf den römischen Papst, so enthält er, wie ihn die Legende darstellt und wie ihn Raphael verklärte, in bildlicher Weise unzweifelhaft den Ausdruck für eine welthistorische Wahrheit: Die römische Kultur imponierte den Barbaren und als geistige Macht

erwies sie sich ihrer rohen Kraft als unerreichbar. Diese Kultur war damals thatsächlich schon eine kirchliche und wurde durch die Kirche dargestellt, und insofern hat es einen tiefen Sinn, wenn erzählt wird, daß Leo I. aus Freude über die Errettung Roms die Statue des kapitolinischen Jupiters habe einschmelzen und aus dem Material den Apostelfürsten Petrus habe gießen lassen, der jetzt noch in der römischen Hauptkirche steht: es liegt in diesem Vorgange, selbst wenn er legendarisch ist, eine Symbolik von überraschender Treffsicherheit. Sinnfälliger konnte die Metamorphose, die sich in Rom zugetragen hatte, nicht zum Ausdruck gebracht werden.

Wenn wir bei jener Gesandtschaft der Römer an Attila die Auffassung der Ueberlieferung nur in starker Verallgemeinerung als zutreffend gelten lassen konnten, so kamen bald Zeiten, in denen in Wahrheit die Erhaltung Roms in ganz hervorragender Weise, wenn auch nicht als ein Werk des heiligen Petrus selber, so doch als ein Werk seiner Nachfolger angesehen werden muß, und in denen der Grund gelegt wurde zu der weltlichen Herrschaft des Papstes, zunächst in Rom, dann in der Umgebung.

Es kamen die Zeiten, in denen auch über Italien und über Rom die Stürme der Zerstörung dahinbrausten, die Zeiten des Kampfes um Rom, die Zeiten, in denen die Stadt zu der Ruinenstadt wurde, als die sie das Mittelalter kennt. Die Bevölkerung verlor sich beinahe, der Senat und die vornehmen alten Familien verschwanden bis auf geringe Reste, in dem Inneren der Stadt wurde auf den leeren und öden Plätzen Getreide

gebaut und das römische Forum ward zur Viehweide. Allein auch im Bettlerkleide ist Rom eine Königin geblieben, und daß sie es bleiben konnte, daß überhaupt der Zusammenhang städtischen Lebens gewahrt blieb, das ist ein Verdienst der Päpste, die hier Rom gegenüber das Gleiche leisteten, wie z. B. unsere deutschen Fürsten nach dem Dreißigjährigen Kriege. Es ist freilich nur einer, der die Größe der Aufgabe in ihrem ganzen Umfange begriffen hat und danach handelte: das ist Gregor I.

Seine Thätigkeit kann gar nicht anders denn als die eines Fürsten bezeichnet werden. Aber man kann, wenn man wahr bleiben will, nicht behaupten, daß er etwa aus Ehrgeiz diese Rolle übernommen hätte. Was er that, war nur die Folge der Liebe zu seiner Heimat, also eines durchaus berechtigten Patriotismus und dann eine Folge der Not. Die byzantinische Verwaltung kümmerte sich um nichts; Rom war gewissermaßen ein preisgegebenes Wrack, und die Thätigkeit Gregors ist, so umfassend sie war, doch sehr kurz zu charakterisieren, denn er that einfach alles, er trat selbst ans Steuer und sorgte auch dafür, daß das Schiff flott blieb.

Allerdings hätte ja auch beim besten Willen nicht das Nötige geschehen können, wenn der Bischof von Rom nicht über jenen ungeheuren Güterbesitz zu verfügen gehabt hätte, der ihm Einkünfte sicherte, die man geradezu als königliche bezeichnen kann.

In diesem Güterbesitze, der überall in der Welt zerstreut lag, stellt sich uns die Kurie dar als die Erbin der römischen städtischen Aristokratie. Was an unbeweglichen Reichtümern im Laufe der Jahrhunderte in

römische Hände gelangt war, das war dann im Wege der frommen Schenkung in den Besitz der Kirche gekommen und wahrhaftig nicht zum Unsegen, denn wenn man die Briefe Gregors durchblättert und die liebende Fürsorge verfolgt, mit der dieser auch im kleinen große Mann das Wohl und Wehe aller seiner Gutsunterthanen, auch der entferntesten, im Auge behielt, wenn man sieht, wie Gregor, der für sich nichts braucht, die Einnahmen der Kirche für die Linderung der Not der Elenden verwandte, so muß man denen recht geben, die behaupten, daß das viele Unrecht, das an diesem Besitze ursprünglich hing, durch diese Art der Benutzung wieder gesühnt sei. — Diese Thätigkeit Gregors war also die eines Regenten und wie bei einem solchen, müssen wir auch bei ihm von der inneren Politik eine äußere unterscheiden.

Die Zurückdrängung der Angriffe der Longobarden, die sich im Norden und in der Mitte Italiens eingenistet hatten, wurde von der Reichsgewalt nicht mit der gehörigen Raschheit und Energie geleistet. Auch hier griff Gregor ein: Er schickte von sich aus Gesandte an den longobardischen König, was ihm der Kaiser freilich mit harten Worten vorwarf, er warb sogar Truppen. Auch in diesen Maßregeln sehen wir Ansätze zu politischer Selbständigkeit. Allerdings war und blieb der Papst Unterthan des Kaisers, mußte seine Wahl bestätigen lassen, war Rom und alles nicht longobardische Gebiet kaiserliches Gebiet, aber der Papst war doch ein ganz besonderer Unterthan, ein Unterthan, bei dem es nicht viel bedurfte, um ihn zum Herrscher zu machen. Denn es darf nicht vergessen werden: wenn er in Konstantinopel Diener des Kaisers war, in Italien

angehender Landesherr, so erstrahlte er der germanischen Welt gegenüber in dem geheimnisvollen Schimmer, den ihm der Titel eines Statthalters des Apostelfürsten verlieh, erschien er den Germanenreichen gegenüber als der Vertreter der römischen Welt und der römischen Kultur. Gerade dies ist es, worin seine eigentliche Bedeutung liegt. Hier hat er bahnbrechend und schöpferisch gewirkt: Es war ja allerdings schon das Frankenvolk dem römischen Bekenntnis beigetreten, aber das Verdienst Gregors I. ist es gewesen, daß das damit angebahnte Verhältnis Roms zu den Germanen weiter entwickelt wurde, daß das Papsttum dauernd auf diese Domäne hingewiesen wurde, daß die Goldadern, die in dem kindlichen Glauben und der Treue der Söhne des Nordens winkten, in Abbau genommen wurden. Er hat den Plan gefaßt und ausgeführt, die Angelsachsen zu gewinnen. Rom zog noch einmal aus, Brittannien zu erobern, aber nicht Legionen sendete es, wie einst unter Cäsar, sondern Mönche, und das Werk gedieh rasch. Nichts ist bezeichnender für die eigentümliche aus Devotion und Weltklugheit gemischte Sinnesart Gregors I., als die Weisungen, die er seinen Sendboten mitgab: Die Hauptsache war für ihn, den Boden erst einmal für die Aufnahme der Saat zuzubereiten, man sollte sich daher zunächst auch nur mit äußerem Bekennen der neuen Lehre begnügen. Um das zu befördern, solle man anknüpfen an die schon vorhandenen Kultstätten, an die das Volk schon gewöhnt sei mit frommem Schauer heranzutreten; diese sollten dann umgeweiht werden in christliche Verehrungsstätten. — Wir sehen hier die breite Lücke, durch die das germanische Heidentum in die Kirche

einströmte und die Reinheit der Vorstellungen auf Jahrhunderte hin trübte; aber vom Standpunkte der römischen Tradition der Kulturverbreitung, der Kulturpolitik, war Gregor jedenfalls im Rechte. Der Anschluß an Rom war beim damaligen Stande der Welt der größte Kulturfortschritt, der in Britannien, wie in den übrigen Germanenreichen gemacht werden konnte, und allein die Thatsache, diesen Prozeß mächtig gefördert zu haben, ist ausreichend, um den Anspruch Gregors auf den Beinamen des Großen zu begründen. Er hatte sein Auge überall; so selbständig sich das westgotische Spanien hielt, auch nach dem Uebertritt zum Katholizismus, Gregor hat es doch verstanden, die Idee der Zugehörigkeit auch dieser Kirche zum großen Ganzen aufrecht zu erhalten, in ähnlicher Weise wirkte er im Merowingerreiche; mit unermüdlicher Geduld wußte er die Gewalthaber, vor allem Brunhilde, mit den feinen Fäden der Liebenswürdigkeit und freilich auch des Aberglaubens zu umgarnen, auch unter den Longobarden bahnte er dem katholischen Bekenntnisse den Weg, indem er die Königin Theodelinde ganz zu gewinnen wußte, kurz er gewann die Gebiete, die durch die Einwanderung der germanischen Völker in den Kreis des Imperium Romanum verloren gegangen waren, wieder zurück. Er begründete damit aufs neue den universalen Zusammenhang, in dessen Mitte Rom stand, und er rettete Rom, an das sich die Idee dieses Zusammenhanges knüpfte. Er bahnte an den Prozeß der Rückbildung des Reiches aus der Kirche. Und so finden wir denn in dem Pontifikate Gregors I. zum erstenmal die Verbindung aller jener Elemente, die zusammen eines der merkwürdigsten

Gebilde der europäischen Menschheitsgeschichte ausmachen; ein Gebilde, das, teils staatlich, teils antistaatlich, zunächst erwachsen ist in Gegnerschaft gegen die antike Staatsallmacht, das ein sichtbarer Triumph des Anspruches der Menschheit auf Souveränität der Gewissen ist, das diese Gegnerschaft gegen Menschenwillkür stets bewahrt hat und damit seiner Natur nach der Staatsgewalt stets eine Schranke entgegensetzt, das aber zugleich der Erbe ist des antiken Staates mit seinem Anspruch auf Universalität, das durchdrungen ist von dem Geist der Humanität und des Kosmopolitismus, wie er im Christentum in die Erscheinung getreten war, das den civilisatorischen Trieb des alten Roms bewahrt hat und sich immer und immer gedrängt fühlt diesen Trieb geltend zu machen, das auch erfüllt ist von dem politischen Geiste, dem administrativen Geiste der alten Welthauptstadt, das deshalb bis zu einem gewissen Grade selbst Staat ist, oder es wenigstens zu werden jederzeit befähigt ist, mit einem Worte: die mittelalterliche Kirche. In der Politik Gregors I. treten alle diese Seiten zum erstenmal in die Erscheinung. Gregor I. ist damit der Begründer einer geistigen Dynastie geworden, der Dynastie der Gregore und Innocenze, der Dynastie der römischen Weltpriester.

II.

Das Kaisertum Karls des Großen.

Das römische Reich war an innerer Entkräftung, an Verödung zu Grunde gegangen, nicht durch die Germanen.

Das siegreiche Eindringen der Germanen war nur ein Symptom des Unterganges gewesen, nicht die Ursache. Ihr Einbruch hatte natürlich Heimsuchung und Zerstörung mit sich gebracht, denn sie kamen als Eroberer; allein kaum im Besitz, wurden sie zu Verteidigern des Reiches und seiner Kultur. Es zeigte sich darin die Wirkung des unwiderstehlichen Reizes, den die höhere Kultur Roms stets auf die Söhne des Nordens geübt hatte. Die Sehnsucht, die uns heute noch über die Alpen treibt nach den klassischen Stätten, die Aufnahmefähigkeit, die die Deutschen jederzeit den Elementen fremden Volkstums gegenüber bewiesen haben, vielleicht auch die Neigung, das Ferne, Fremde in hellerem Glanze zu sehen als das Eigene, das Heimische, — das alles steckte den Germanen von Anfang an im Blute. Diesem Zwange ihrer Natur folgend gaben sie sich dann, als sie nun auf dem Boden des römischen Reiches

saßen, bereitwillig den Einwirkungen römischen Wesens hin, vertauschten bereitwillig die überkommene Form der Verehrung des Göttlichen mit derjenigen, die ihnen die römische Kirche bot; sie erfaßten die Kulturideen mit einem Enthusiasmus, von dem die alternde Römerwelt längst nichts mehr wußte; neben ihrem unendlichen Bildungsdrange entwickelten sie auch eine unendliche Bildungsfähigkeit; und so kamen sie denn dahin, daß sie allmählich dem Gängelbande entwuchsen, daß sie selber die Führung übernahmen, daß sie aus sich heraus den Trieb entwickelten, nicht nur aufzunehmen, sondern thätig mitzuarbeiten.

Diese Bestrebungen fallen ungefähr zusammen mit dem Zeitpunkte, der als der Zeitpunkt des tiefsten Barometerstandes in der ganzen europäischen Entwicklung bezeichnet werden kann. Es ist das der Anfang des achten Jahrhunderts, jener Moment kritischer Spannung, in dem die Wogen der islamitischen Völkerflut über unserem Weltteil zusammenzuschlagen drohten.

Von den Wüsten Arabiens ausgehend hatte sich diese Flut mit unwiderstehlichem Anprall über das byzantinische Vorderasien ergossen und hatte im Laufe des siebenten Jahrhunderts ein Gebiet nach dem andern losgerissen, sie hatte Aegypten verschlungen, war über Nordafrika hinweggezogen und hatte sich dann im Anfange des achten Jahrhunderts auch nach Spanien hinübergewälzt. Das westgotische Reich war weggeschwemmt worden, und schon brandeten die Völkerwogen über die Pyrenäen. Und während also hier im Westen ein Teil Europas schon verloren war, standen zu gleicher Zeit die Anhänger des Islam drohend vor dem Bollwerke

des Ostens, vor Konstantinopel: es schien wirklich, als ob unser Erdteil unter den Wellen dieser asiatischen Völkerwanderung begraben werden sollte.

Allein schon waren die Kräfte bereit, die sich als berufen erwiesen, dem Sturm Einhalt zu thun und aufs neue schützende Dämme zu errichten.

Im Osten war es die Dynastie Leos des Isauriers, die das oströmische Reich noch einmal herstellte, und im Westen regte es sich gerade damals mächtig unter den Germanen. Gerade damals war es, daß das Angelsachsentum begonnen hatte, an seine welthistorische Aufgabe der Kulturverbreitung heranzutreten. Gerade damals drangen die kühnen angelsächsischen Missionare mit dem Lichte der römisch-christlichen Heils- und Kulturwahrheit, das einst Gregor I. bei ihnen angezündet hatte, in die Finsternis, die noch über dem rechtsrheinischen Germanentum lagerte. Damals erschien Winfrid, oder, wie er mit dem Klosternamen heißt, Bonifacius, in Hessen und Thüringen, damals knüpfte sich zwischen diesem großen, so warm fühlenden und so kühl rechnenden Glaubensboten und dem römischen Stuhle der Bund, durch den auch die Völker der Mainfranken, Bayern und Schwaben endlich in den Strom der europäischen Kultur hineingetrieben wurden.

Und wenn es die germanischen Angelsachsen waren, die die Aufgabe der Kulturverbreitung, der Verbreitung der Kultur in der Form des römischen Bekenntnisses, übernahmen, so war es der Stamm der Franken, der die Kräfte des Germanentums sammelte zur Abwehr.

Gerade damals begründete Karl Martell an der Spitze der unverwelscht und unverfälscht gebliebenen

Franken seine Herrschaft im Merowingerreiche und schuf damit einen neuen Kryſtallisationspunkt, und mit den so geeinten Kräften zog er dann aus und schlug damit im Jahre 732 die Araber, die schon fast bis ins Herz des heutigen Frankreich vorgedrungen waren.

Die abendländische Kultur ganz im allgemeinen war es, die durch einen Sieg der Anhänger Mohammeds bedroht gewesen wäre: Karl Martell und sein Sohn Pippin, der die siegreichen Araberkämpfe fortsetzte, wurden ihre Erretter. Aus dieser Rettungsthat erwuchs von selber die Freundschaft Pippins und der römischen Kirche, die eben die Vertreterin der abendländischen Kultur war, und aus dieser Freundschaft erblühte dem bisherigen Hausmeier eine Krone.

Gestützt auf das Recht, das der Erfolg verleiht, und auf die Autorität des römischen Stuhles, stürzte Pippin den Merowingerkönig und nannte sich an seiner Stelle König und zwar König von Gottes Gnaden.

Es ist das erste Auftreten des Gottesgnadentums in der Geschichte. Wir müssen, um es zu würdigen, die Bedeutung vergessen, die in den modernen Zeiten die Bezeichnung „von Gottes Gnaden" erhalten hat. Seit der Lehre von der Volkssouveränität legen die Fürsten Wert darauf, durch die Bezeichnung „von Gottes Gnaden" kundzuthun, daß ihr Recht nicht vom Volke stammt, sondern mit ihnen geboren ist; sie verbinden damit auch mehr oder weniger die Vorstellung von einer besonderen mystischen Weihe, von einer nur ihnen zu teil werdenden transcendentalen Erleuchtung.

Anders das „Dei gratia" Pippins. Gerade umgekehrt wie bei den modernen Fürsten, wo es das auf

dem Grundsatz der Erblichkeit beruhende Legitimitätsprinzip zum Ausdrucke bringen soll, wollte Pippin kennzeichnen, daß er nicht wie die Merowingerkönige durch die Gnade des Erbrechts, sondern durch eine ganz besondere andere Gnade zum Thron berufen sei, und das war eben die Gnade des Gottes, dessen sichtbares Reich hier auf Erden sich in der Kirche darstellt. Dieses Reich Gottes hatte er verteidigt und ausbreiten helfen, er hatte dafür gestritten und den Sieg errungen, und aus diesem Siege war ihm die Krone erwachsen, also war er König geworden durch die Gnade Gottes. Bisher hatten sich nur die Bischöfe so genannt. Indem er sich wie sie von Gottes Gnaden nannte, indem er auch die Salbung an sich vollziehen ließ, die bisher ebenfalls nur an Bischöfen vollzogen war, gab er seinem Amte einen kirchlichen Charakter. Es lag aber darin nicht etwa, wie wir Modernen zu glauben versucht sein könnten, eine Minderung seiner Befugnisse, insofern dieser kirchliche Charakter etwa eine Beeinträchtigung seiner königlichen Selbständigkeit zur Folge hatte, sondern umgekehrt eine Steigerung. Er vereinigte von nun an auch eine kirchliche Befehlsgewalt in seiner Hand, er hatte sozusagen neben dem militärischen nun auch das geistliche imperium. Das „Dei gratia“ Pippins stellt also dar die Verquickung der königlichen Würde mit der Herrscherstellung in der Civitas Dei, stellt eine völlig neue Würde dar, in der Geistliches und Weltliches zu einer unlöslichen Verbindung verschmolzen sind.

Das „Dei gratia“ Pippins enthielt zugleich auch das Gesetz der weiteren Entwickelung. Die Würde der Karolinger war, eben weil unter Teilnahme der römischen

Kirche zu stande gekommen, eine Würde nicht rein populärer, sondern universaler Natur: es sollte und konnte ihr Interessenkreis nicht enden mit den fränkischen Grenzrainen, sondern sie mußte auf demselben Boden weiter wachsen, auf dem sie Wurzel gefaßt hatte, d. h. auf dem Boden der Civitas Dei. In diesem Sinne faßte namentlich der dritte der großen Karolinger, Karl der Große, sein Amt auf, und unter ihm vollzog sich daher unter dem Eindrucke der mächtigen Einheitsströmung, wie sie durch den siegreichen Kampf gegen den auswärtigen Feind geschaffen war, unter dem Eindrucke des dadurch geschaffenen abendländischen Gesamtbewußtseins auch die äußere Wiederherstellung des Zusammenhanges, der durch den Einbruch der Germanen zerstört worden war, die Neu- und Rückbildung des Reiches aus den kirchlichen Ideen.

Diese kirchlichen Ideen, wir kennen sie. Wir wissen, daß die Kirche ein universales Gebilde war, bestimmt, wie einst das Imperium Romanum, die ganze Welt zu umfassen. Wir wissen ferner, daß die Kirche Vertreterin des Kulturzusammenhanges war, wie er einst im Imperium Romanum zum Ausdruck gelangt war, daß sie die Reste der antiken Kultur in sich aufgenommen hatte; wir wissen endlich, daß die Kirche in der strammen Geschlossenheit ihrer Organisation einen Abglanz des politischen Geistes des alten Rom darstellte.

Die damalige Kirche war in der Vertretung dieser Ideen erschlafft. Karl hauchte der Kirche neues Leben ein, indem er sich ganz mit diesen Ideen erfüllte und indem er die ganze unerschöpfliche Fülle seiner Gaben, die ganze Wucht seiner genialen Persönlichkeit dafür ein-

setzte. Sie sind es, aus denen das Werk Karls allein zu verstehen ist. Sein Werk stellt insofern den Höhepunkt des Hineinfühlens und Hineinlebens des Germanentums in den Romanismus dar. Es ist die Vermählung der germanischen Kraft und Frische mit dem Genius Roms, und indem es äußerlich einen Triumph des Germanentums zum Ausdruck bringt, ist es doch zugleich auch ein Triumph des Romanismus. Denn die ganze Regierung Karls bedeutet zugleich ein Wiederaufleben des Römertums, sie ist eine einzige große Renaissance, nicht bloß in Wissenschaft und Kunst, wie man gewöhnlich meint, sondern in allen ihren Kundgebungen. Freilich, wenn er sich in den Dienst dieser Ideen stellte, so beherrschte er sie auch. Sie kamen den originalen Bedürfnissen seiner Größe in wunderbarer Weise entgegen. Denn Karl war einmal von der Natur zu einem gewaltigen Herrscher bestimmt, er war ein geborener Völkergebieter. Das Ueberlegenheitsbewußtsein des Frankenstammes, das massive Kraftgefühl des Germanen fanden in ihm einen unvergleichlichen Vertreter. Karl war zweitens ein leidenschaftlicher Freund des Fortschrittes und alles dessen, was diesen Fortschritt zu fördern geeignet ist, d. h. alles dessen, was wir Bildung, geistige und materielle Kultur nennen, und Karl war endlich ein organisatorischer Kopf, wie das Germanentum nur wenige hervorgebracht hat. Die Kirche bot ihm für alles dies das Rüstzeug dar, die willkommene Formulierung dessen, was ihm vorschwebte.

Wir hören, daß das Buch Augustins über den Gottesstaat sein Lieblingsbuch war, daß er sich oft daraus vorlesen ließ. Wir haben hier den Schlüssel seines

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Thuns. Das in diesem Buche aufgestellte Ideal ist es, das seine Seele ganz erfüllte, und dieser Zug vollendet das Bild seiner Größe: wenn er ein großer Realpolitiker war, so war er zugleich ein großer Idealist. Er war gewiß ein gewaltsamer Mann, er konnte hart, ja erbarmungslos über die hinwegschreiten, die ihm in den Weg traten, er eroberte doch aber nur, um zugleich die Feinde des Christentums zu vernichten, um das große Gottesreich zu begründen und zu sichern. Er war zugleich Krieger und Missionar, zugleich Nachfolger des Pippin und des Bonifacius, er führte in der einen Hand das Schwert, in der anderen das Kreuz, Eroberung und Propaganda gingen bei ihm zusammen, genau so, wie bei den Nachfolgern des Mohammed. Er gründete so ein Riesenreich, ein Reich, das zunächst die ganze Germanenwelt des Festlandes umspannte, das aber damit noch nicht seine Grenzen gefunden hatte, das immer weiter wuchs und das in seiner ungeheuren Ausdehnung schon frühzeitig an das ehemalige römische Weltreich, dessen Andenken in den kirchlichen Kreisen niemals erloschen war, erinnerte.

Allein wenn er so die Grenzen von Reich und Kirche erweiterte, so that er das doch nur, um zugleich den Kreis der Kultur zu erweitern. Er war von Anfang an rastlos thätig, die Keime der Kultur, die von der Kirche bewahrt waren, zur Entfaltung zu bringen, und er entfernte rücksichtslos, ja leidenschaftlich alles Gestrüpp, das das Wachstum verhinderte. Sein Reich sollte eine Stätte der Pflege alles dessen sein, wofür sein Herz so warm schlug. Und zwar umfaßte er alles mit gleichem Interesse, nicht bloß die Kunst und was

damals noch von Wissenschaft vorhanden war, sondern auch das Elementare. Es ist geradezu rührend zu sehen, wie der Mann noch in seinem höheren Alter die Hand, die nur das Schwert zu führen gewohnt war, zu der schweren Kunst des Schreibens zwingen wollte. Was er aber von sich verlangte, das verlangte er von den anderen auch, vor allem natürlich von den eigentlichen Dienern der Kirche.

Was die Kirche ihrer Idee nach sein *wollte*, das *sollte* sie auch wirklich sein. Die kanonische Gesetzgebung, die dieses Ideal in sich schloß, wurde einfach als Reichsgesetzgebung aufgenommen, und Karl ließ nicht davon ab, die einzelnen Bestimmungen wieder und wieder einzuschärfen. Karl hat für die Hebung der kirchlichen Disziplin, für die Durchführung der Klosterregel, für die würdige Besetzung der kirchlichen Aemter vielleicht mehr gethan, als alle Päpste seines Jahrhunderts zusammen: strenger, ernster, eindringlicher konnte niemand zu der Geistlichkeit sprechen, als er. Hier sehen wir so recht, wie sehr der König auch eigentlich kirchliche Herrschgewalt ausübte. Die Kirche wurde in seiner Hand zu seinem Werkzeuge, er ordnete sie als Organ völlig seinem großen Kulturwerke ein, und er war unermüdlich darauf bedacht, dies Organ brauchbar zu erhalten.

Sein Ziel war die Begründung einer möglichst überall verbreiteten, gleichartigen Kultur, zunächst in der Kirche selber, dann aber auch außerhalb derselben, und Karl war in dieser Beziehung ein *Völkererzieher*, wie es wenige gegeben hat.

Wenn er aber mit so eiserner Ausdauer die Bildung der Geistlichen in seine Hand nahm, so geschah

dies doch auch deshalb, weil ihm die Geistlichkeit seine Beamten, die er brauchte, lieferte und ausbildete; denn wenn er erstens der Begründer eines mächtigen Germanenreiches war, wenn dieses Reich zugleich ein Kulturreich sein sollte, so sollte es drittens ein universales Reichsgefüge sein, keine bloße Völker- und Länderanhäufung, sondern ein großes Ganzes, das von einer einzigen Stelle aus gelenkt wurde, das von einem einheitlichen Geiste durchdrungen war, das in seinen Teilen nur das Ganze wiederspiegelte, in dem das Volk nach Gesetzen lebte, und in dem Fürsorge getroffen war, daß das auch wirklich dauernd geschah.

Karl ist der erste und auf lange Zeit hin der letzte Germane, der ein Verständnis für eine geordnete Verwaltung und eine stramme Kontrolle hatte, und auch insofern mutet uns sein Reich beinahe modern an. Es wird in seinem Reiche beinahe gerade so viel verordnet, verfügt, kurz regiert wie etwa bei uns.

So stellt sich uns das Reich Karls dar schon vor dem Jahre 800. Die Uebernahme der Kaiserwürde war ein Ereignis, das mit einer Art innerer Notwendigkeit aus allem Vorhergehenden hervorging. Der Prozeß des Hineinwachsens in die römische Kultur, der mit der Völkerwanderung begonnen hatte, gipfelte in der Ceremonie, die sich am Weihnachtstage des Jahres 800 in der altehrwürdigen Peterskirche in Rom vollzog, das Reich war jetzt auch dem Namen nach wieder da, es hatte ein sichtbares Oberhaupt, nur war es kein Römer, sondern ein Germane, den jetzt der Stirnreif der Cäsaren zierte.

Da die Kaiserkrönung nicht einen Anfang, sondern

einen Abschluß bedeutet, so konnte sie eine wesentliche Veränderung in der Herrschweise Karls nicht herbeiführen. Es ist nur ein gradueller Unterschied zu bemerken, insofern als die universale Tendenz seines Wirkens jetzt noch deutlicher, noch greifbarer hervortritt. Noch klarer stellt sich heraus, daß er seine Aufgabe in einem Umfange begriff, der das gesamte Leben des Menschen umspannt, in allen seinen Beziehungen.

Noch deutlicher geht hervor, daß es eine Scheidung, eine Gegenüberstellung nun nicht mehr giebt, daß Staat und Kirche restlos im Reiche aufgegangen sind.

Der gemeinsame Glaube an Christus, die in dem Christentum und in der Kirche dargestellte Kultur sind das staatliche und das staatbildende Prinzip, das Element der Einheit, der christliche Verband ist gleichbedeutend mit dem Unterthanenverband, das Wort Gottes ist das Gesetz. In dem Eide, den Karl im Jahre 802 von allen neu verlangte, war ausdrücklich vermerkt, daß der Eid die Verpflichtung in sich schließe, nach den Geboten Gottes zu leben.

Karls Reich war also eine universale Theokratie, in der der Kaiser gebot nach dem Worte Gottes und an Stelle Gottes. —

Es ist selbstverständlich, daß in einem solchen Reiche für ein selbständiges Papsttum kein Platz war, und wir sehen denn in der That das Papsttum in jener Zeit völlig zurücktreten. Dieses Zurücktreten war allerdings schon teilweise gegeben durch die Art, wie sich das Verhältnis beider Mächte zu einander in den letzten Jahrzehnten entwickelt hatte.

Das Papsttum hat den Karolingern gegenüber

niemals verwinden können, daß es gleich von Anfang an Hilfe heischend, bittflehend an die Frankenherrscher herangetreten ist, und daß es auch in der Folge immer wieder auf Schutz angewiesen blieb. Es begründete dies mit Notwendigkeit einen Zustand der Ueberlegenheit auf seiten des Frankenkönigs. Das konnte nicht ausbleiben, so groß auch immer die persönliche Verehrung war, die Pippin und Karl der Große dem Statthalter Petri entgegenbrachten, so groß die ehrfürchtige Scheu sein mochte, mit der sie die Stätte des Apostelfürsten betrachteten und ihr nahten. Es konnte nicht ausbleiben, da die Frankenherrscher mehr leisteten als empfingen. Mochte auch das Wort des Papstes Zacharias bei der Erhebung Pippins zum Könige willkommen gewesen sein: es hätte zur Not auch entbehrt werden können, die Hilfe der Frankenherrscher konnte aber in Rom durchaus nicht entbehrt werden. Das Schifflein Petri wurde damals gerade besonders unsanft umhergeworfen, und es war ganz besonders schwierig zwischen der Scylla des Zornes der Griechenkaiser und der Charybdis der Begehrlichkeit der Longobardenkönige glücklich hindurchzusteuern. Die Freundschaft der Frankenherrscher war für die Päpste der Nothafen gewesen, in dem sie Schutz gegen alle Stürme und Gefahren finden konnten, und dieser Freundschaft mit den Franken verdankten die Päpste in der That nicht nur Sicherheit gegen eigentliche Angriffe, sondern auch Erweiterung ihres Besitzes; allein schon damals zeigte es sich, daß der weltliche Besitz, ohne den das Papsttum gewiß — wie wir unter Gregor I. gesehen haben — seine Bedeutung nicht hätte gewinnen können, doch

auch wieder ein Hemmnis war. Denn was gewonnen war, war doch nur ein Bittbesitz, noch dazu auf Grund von Darstellungen, die sehr leicht anzufechten waren. Dieser Besitz zwang daher den Papst zur Gefügigkeit, und das machte sich besonders einem so mächtigen Herren wie Karl dem Großen gegenüber geltend. Die Persönlichkeit Karls erdrückte das Papsttum völlig. Als Karl König der Longobarden geworden war, war er faktisch, wenn auch nicht rechtlich, Herr in Rom geworden. Sein Besuch in der ewigen Stadt, bei dem er es an frommer Ehrfurcht nicht fehlen ließ, glich in seinen Wirkungen einer Besitznahme. Karl führte doch auch den Titel eines Patricius, und aus diesem Titel folgerte er Rechte, die den Papst wohl noch als Landesherrn in den Besitzungen des Kirchenstaates bestehen ließen, aber doch nur in dem Umfange, wie etwa den Herzog Tassilo in Bayern: der Papst hatte einen Herrn über sich und zwar einen Herrn, der ihn das auch fühlen ließ, der seine Herrschaft in allen entscheidenden Fragen in der größten Schärfe ausübte.

Wenn nun die staatsrechtliche Selbständigkeit des Papstes durch die Begründung des Frankenreiches eine Minderung erfuhr, so wurde dieser Verlust durchaus nicht etwa ausgeglichen durch eine größere Möglichkeit in seinem eigentlichen Herrschgebiete, auf dem Gebiete der kirchlichen Dinge die Entscheidung an sich zu reißen; denn wir haben es gesehen, Karls Thätigkeit war allumfassend, er unterschied gar nicht zwischen Kirchlichem und nicht Kirchlichem, und überall war er gleichmäßig der Herr. Er hat rücksichtslos ein Ernennungsrecht der Bischöfe ausgeübt, gerade so wie er seine Grafen er-

nannte, er unterwarf die Geistlichen in Strafsachen dem weltlichen Gericht, er vergab dauernd Kirchengut als Lehen, aber was das Allerstärkste war, er machte nicht einmal Halt vor den höchsten Befugnissen der päpstlichen Gewalt, er mischte sich sogar in die Festsetzung der Lehre ein: als das zweite nicänische Konzil zur großen Genugthuung und unter Zustimmung des Papstes die Bilderverehrung wieder hergestellt hatte, da berief Karl nach Frankfurt in seine Pfalz eine Synode, in der er selber den Vorsitz führte. Er ließ von dieser Synode eine Verwerfung dieses Beschlusses verfügen (er ging dabei von der Ansicht aus, daß das zweite Nicänum sich für eine Anbetung der Bilder ausgesprochen habe), und er stellte dann an den Papst die Zumutung sich diesem Beschlusse zu fügen, sich damit also selber zu verleugnen. Und der Papst wagte nicht diese Zumutung als unwürdig zurückzuweisen, er versuchte nur den nicänischen Beschluß zu rechtfertigen, und erinnerte schüchtern an den Primat, fand sich aber im übrigen dazu bereit, den oströmischen Kaiser um anderer Ursachen willen als Häretiker zu bezeichnen.

Damals mochte der Papst darüber nachsinnen, was er denn eigentlich dadurch gewonnen hatte, daß er sich dem byzantinischen Reiche entzogen hatte. Gerade dadurch, daß der byzantinische Despotismus zugleich geistlicher und weltlicher Natur war und nach Willkür über Gewissensfragen zu entscheiden sich anmaßte, war für das Papsttum der Bruch zu einer Notwendigkeit geworden, und nun begann auch schon die karolingische Reichsgewalt die Gepflogenheiten einer geistlich-weltlichen Allgewalt anzunehmen!

Allein es war schon keine Gefahr mehr, daß der römische Papst jemals zu der Rolle eines byzantinischen Patriarchen herabsinken könne. Wenn auch verdunkelt, bestand immer noch der mystische Glanz der Würde, in der sich äußerlich sichtbar der Zusammenhang der menschlichen Kultur darstellte, und deren Macht auf den festen Felsen des frommen Glaubens sich stützte. Daß der Papst gerade so wie einst dem byzantinischen Kaiser gegenüber mehr war als ein Unterthan, daß er, wenn er in vielen Beziehungen unter Karl stand, in gewisser Beziehung doch neben ihm stand, das drückte sich mit sinnlicher Greifbarkeit in dem Vorgange der Kaiserkrönung vom Jahre 800 aus.

Die Scene ist ja bekannt. Der Papst celebrierte zur Feier des Weihnachtsfestes das Hochamt. Der König Karl lag vor dem Altare im Gebet. Da trat der Papst Leo plötzlich hervor, nahm eine Krone, die auf dem Altare lag, und setzte sie Karl aufs Haupt, und zugleich setzte der Chor mit dem Lobgesang ein und rief das ganze Volk jubelnd dem neuen Kaiser Heil und Segen zu.

Wir wissen bestimmt, daß Karl durch diesen Vorgang überrascht war. Er äußerte zu einem Vertrauten, er würde an diesem Tage nicht in die Kirche gegangen sein, wenn er gewußt hätte, was geschehen sollte.

Diese Ueberraschung Karls kann sich nicht auf die Sache, sondern nur auf die Form bezogen haben. Eine Uebernahme des kaiserlichen Titels durch Karl war im Grundsatz schon beschlossen, aber Karl dachte sich die Ausführung der Sache sicherlich anders. Mit dem wunderbaren politischen Spürsinne, der ihm eigen war, fühlte

er jedenfalls voraus, daß die Päpste aus diesem Vorgange allerlei weitgehende Folgerungen ziehen würden.

Es geht aus der Aeußerung Karls also mindestens das ganz unzweideutig hervor, daß wir es hier mit einer Eigenmächtigkeit zu thun haben, es geht aber zugleich hervor, daß ein Papst eine solche Eigenmächtigkeit wagen konnte. Und es war keine Taktlosigkeit, sondern nur ein kühnes Erfassen des Momentes: In diesem Aufsetzen der Krone durch den Papst findet das historische Verhältnis der beiden Gewalten zu einander durchaus den richtigen Ausdruck. Der Vertreter derjenigen Macht, die die Idee eines großen universalen Zusammenhanges über die Stürme der Völkerwanderung hinüber gerettet und lebendig erhalten hatte, der konnte bei der Neugründung eines westeuropäischen Imperiums nicht ein bloßer Zuschauer sein.

Wenn der Vorgang, der sich da in der Peterskirche abspielte, in der That also der völlig zutreffende Ausdruck der Vergangenheit war, so lagen in diesem historischen Verhältnis der beiden Gewalten zu einander für die Zukunft die schwersten Gefahren.

Die Reichsidee, die in der kirchlichen Kulturgemeinschaft als Erbschaft des Imperiums enthalten war, hatte das Kaisertum wieder hervorgetrieben. Dieselbe Reichsidee hatte aber schon in der Stellung des Papstes einen Ausdruck gefunden, und es hatten sich somit auf demselben Boden zwei höchste Würden gebildet, zwei im Grunde wesensgleiche Gewalten, zwei oberste Instanzen, die beide ihrer Natur nach von universaler Geltung waren und die, wenn sie sich wirklich ausleben wollten, in einen Widerstreit geraten mußten,

da der Kreis ihrer Wirksamkeit eben nur einer war, da Kirche gleich Reich, Reich gleich Kirche war, da beide Gewalten Zwillings- und Zwittergewalten waren. Ein solcher Kampf war nur dann zu vermeiden, wenn sich entweder der Papst dem Kaiser oder der Kaiser dem Papste unterwarf. Da dies aber auf dem Wege freiwilligen Entschlusses nicht möglich war, da vielmehr nach einem Gesetze geschichtlichen Lebens jede Idee sich ausleben muß, so blieb nur ein Weg übrig, der Weg des Kampfes. Der Knoten war also nunmehr geschürzt für das große Drama des Mittelalters.

Die ungelöste Frage nach dem Verhältnisse des Kaisers zum Papste, das bei umgekehrter Verteilung der persönlichen Begabung zum Zusammenstoß führen mußte, war übrigens nicht die einzige Schwäche der neuen Ordnung. Eine zweite Schwäche lag in den inneren Unmöglichkeiten, die der Staat Karls des Großen überhaupt in sich schloß, und diese Schwäche wurde ihm frühzeitig verhängnisvoll, denn der gewaltige Bau, den Karl aufgerichtet hatte, begann gleich nach dem Tode seines Urhebers aus dem Lote zu weichen: wenige Jahrzehnte später, und es lösten sich die Fugen völlig und in ungeheuerem Zusammensturze brach alles auseinander, ganz Westeuropa weithin mit Ruinen bedeckend. Daß es so kam, hatte nicht ausbleiben können. Das Reich Karls des Großen war erwachsen auf Grund eines Gemeingefühls, das seiner Natur nach nicht in gleicher Stärke dauern konnte, und war geschaffen von einem Geiste, der, stärker als die Thatsachen, die Welt in die Form zwang, die ihm als Ideal vorschwebte. Allein als der Geist nicht mehr thätig war, traten die

realen Dinge wieder in ihre Wirksamkeit. So lange Karl der Große lebte, hatte sich die Welt willig um ihn gedreht. Nun er tot war, und die Kraft, die alles nach der Mitte zog, nicht mehr wirkte, gewannen die vom Mittelpunkte wegstrebenden Elemente das Uebergewicht, und alles riß auseinander.

Es war doch auch zu viel Gewaltsamkeit, zu viel Zwang bei der Aufrichtung des Reiches nötig gewesen, als daß nun alles so ruhig hätte verharren sollen. Die einzelnen Völker hatten doch zu viel aufgeben müssen, als daß sie sich dauernd in diesem Riesenreiche hätten wohl fühlen können.

Die Hauptsache war aber, daß das Ganze in seiner strengen Centralisation dem germanischen Wesen zu sehr widersprach.

Das germanische Wesen ist auf Geltendmachung seiner Sonderart gerichtet. Das ist ein Grundzug, der unverändert in der Geschichte fortwirkend immer und immer wieder in den verschiedenen Gestaltungen hervortritt. Der germanische Staat muß daher von unten herauf wachsen, während der romanische Staat gern aus dem Begriff heraus konstruiert wird. Dieses Konstruktive und die damit verbundene gleichmachende Tendenz war auch dem Reiche Karls des Großen eigen — bei aller Schonung der Stammesgewohnheiten und Rechte: Allenthalben hatten die einheimischen Fürsten weichen müssen, allenthalben waren die fränkischen Grafen erschienen und allenthalben lastete der gleiche Druck der Heer- und Gerichtsverfassung. Was aber waren den meisten Einzelvölkern alle die großen Unternehmungen des Gesamtreiches, um derentwillen jene Opfer nötig

waren, was war schließlich den Völkern diesseits der Alpen Italien, was Byzanz? Nur Zwang konnte ihnen die nötigen Leistungen abpressen; wie aber der Baum immer wieder nach oben wächst, wenn er auch vorher gewaltsam verkrümmt war, so entwickeln sich die Völker schließlich immer in der Richtung, die ihnen durch ihre Begabung und die natürlich wirkenden Ursachen vorgeschrieben sind.

Und so hat denn die Verbindung mit Rom und dem Imperium Romanum seit den Tagen der Varusschlacht bei den eigenwilligen und trotzköpfigen Germanen Widerspruch gefunden, sobald sie Ernst damit machte, als universaler und absoluter Staat in die Erscheinung zu treten. Sie hat stets einen starken Reiz auch auf die germanischen Völker ausgeübt, insofern sie zugleich eine Kulturgemeinschaft in sich schloß, zu der sich diese Völker, auch schon seit den Tagen der Varusschlacht, immer hingezogen fühlten. Die Fähigkeit der Begeisterung, die die Germanen allem Großen entgegenbringen, das warme Verständnis, das ihre auserlesenen Geister dem erhabenen Gedanken der Weltreligion und später dem Geiste der Antike überhaupt entgegenbrachten, hat sie immer aus sich herausgeführt, allein eine aus dieser Kulturgemeinschaft hervorwachsende staatliche Gemeinschaft blieb regelmäßig ohne Dauer, sie führte immer zu einem Rückstoß.

III.

Salier und Cluniacenſer.

In der Entwicklung des mittleren und weſtlichen Europas wechſeln Zeiten, in denen ein lebhaftes Bewußtſein für die einigenden Momente herrſchend iſt, mit anderen Zeiten ab, in denen die Gegenſätze ſtärker empfunden werden.

Nachdem der Gedanke der Einigung im achten Jahrhundert zu der karolingiſchen Reichsgründung und damit in gewiſſem Sinne zu einer Ueberſpannung der Einheitsidee geführt hatte, folgte im neunten Jahrhundert eine Zeit, in der alles wieder auseinander ſtob. Nicht nur die damals ſich bildenden Nationen ſonderten ſich voneinander: innerhalb der durch dieſe Neubildungen geſchaffenen Grenzen ſproßten allüberall in geradezu üppiger Fülle örtliche Gewalten empor, aus den Beamten der karolingiſchen Zeit wurden Herren, an Stelle des Unterthanenverbandes, der nur einen Gebieter zuließ, trat der Lehensverband mit ſeiner unüberſehbaren Menge von größeren und kleineren Gebietern, die entfeſſelten Kräfte ſtürmten gegeneinander, einander gegenſeitig

bindend, und das ehedem so gefürchtete Reich wurde mehr und mehr ein Tummelplatz der Barbaren.

Die Zügel der Regierung, die den schwachen Händen der Nachfolger Karls entsanken, ergriff der römische Bischof, allein auch das römische Bistum ward schließlich eine Beute der Laiengewalten, eine einheitliche Leitung hörte auf, und das Kirchengut, an dessen Bestand bei der damaligen Lage der Dinge auch der Bestand aller höheren Kultur geknüpft war, fing an in alle Winde zu gehen.

Da bildete sich in Sachsen, in dem Lande, das vor noch nicht gar zu langer Zeit von Karl dem Großen unter unsäglichen Mühen der römisch-christlichen Kultur gewonnen war, in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts ein neuer und haltbarer Mittelpunkt einer größeren staatlichen Gemeinschaft. Wie früher die Angelsachsen, so wurden jetzt ihre Stammesgenossen, die Bewohner der Ebenen zwischen Rhein und Elbe, die Bannerträger der abendländischen Kultur: es entstand das Königtum der Ottonen. Das neue Königtum konnte sich anfänglich nur schwer emporringen über die Häupter der übrigen Stämme, über die Herzöge, die nach Selbständigkeit strebten, und die daher zunächst nicht geneigt waren, einen neuen Herrn über sich anzuerkennen. Es stand bei diesem Ringen nichts Geringeres zur Entscheidung, als die Frage, ob die Vielheit einander fremd und beinahe schroff entgegenstehender Stämme bestehen bleiben oder ob aus dieser Vielheit jene Einheit hervorwachsen sollte, die man später das deutsche Volk nannte, und es ist Ottos I. Verdienst, das Mittel gefunden zu haben, durch das es möglich

ward, das Stammesherzogtum allmählich zu brechen und ein festes Band um Sachsen, Thüringen, Franken, Bayern, Schwaben und Lothringen zu schlingen, das gerade so lange hielt, als zu einem Zusammenwachsen dieser verschiedenen Nationen zu einer Nation nötig war. Und welches war dieses Band? Es war eben auch wieder die Kirche, die kirchliche Organisation und die in ihr thätigen geistigen Kräfte. Sie waren es, die ihm die Möglichkeit zu seinem Reichsbau boten.

Bei dem ungeheuren Zusammensturz des karolingischen Riesenpalastes waren gewissermaßen die Mauern und die Träger in der Organisation der Kirche erhalten geblieben: diesen festen Anhalt und diese Stützen benutzte jetzt Otto, um einen Teil der großen Ruine wieder wohnlich herzurichten. Eine gewaltige Masse des Reichsgutes und eine Menge Rechte, vor allem eine ganze Zahl von Grafschaften wurden den Bischöfen und Aebten übertragen und auf diese Weise ein unwiderstehliches Gegengewicht gegen die Selbständigkeitsgelüste der Herzöge geschaffen. Daß der König die kirchlichen Aemter selber nach seinem Belieben vergeben konnte, das war allerdings bei dieser Reichsordnung die Voraussetzung. Allein dieses Recht des Königs galt damals als selbstverständlich. Wenn ein Bischof starb, so ward sogleich sein Bischofsstab und sein Ring an das königliche Hoflager gesandt, und der König suchte dann unter den Geistlichen seiner Kapelle denjenigen aus, der ihm für die betreffende Würde am passendsten schien, und er erhob ihn dann zum Bischof, indem er ihm den Ring und den Stab feierlich verlieh mit den Worten: Da

nimm die Kirche: accipe ecclesiam! Es waren freilich nicht nur geistliche Eigenschaften, die bei der Erhebung eines neuen Bischofs in Betracht zu kommen hatten, es waren vielmehr sehr weltliche Eigenschaften, auf die der König vor allem sehen mußte. Der Bischof der Ottonenzeit mußte ein gewandter Staatsmann, ein tüchtiger Verwalter und vor allem auch ein streitbarer Mann sein. Es war also eine ganz andersartige Rolle, zu der die Kirche der Ottonenzeit berufen war, als diejenige gewesen war, die sie im Reiche Karls des Großen zu spielen hatte. Karl hatte sie in den Dienst seiner civilisatorischen Ideen gestellt, für die eigentliche Regierung war seine Beamtenschaft da, bei Otto stellte die Kirche selber die Beamtenschaft.

Wir können nun behaupten, daß bei dem damaligen wirtschaftlichen Zustande, der im wesentlichen noch naturalwirtschaftlich war, in der That eine andere Möglichkeit staatlicher Bildung nicht vorhanden war, und es ist ja auch schon darauf hingewiesen worden, daß die allmähliche Zerstörung der Stammesverbände und damit also eine innere Anbahnung nationaler Einheit ein ganz unbestreitbares und fundamentales Verdienst der Ottonischen Verfassung war, — aber das System schloß mit unentrinnbarer Notwendigkeit die Kaiserpolitik Ottos und seiner Nachfolger ein mit allen den Römerzügen, mit allen den schmerzlichen Opfern, die sie uns kosteten, mit allen den erschütternden Heimsuchungen, mit allen den Kämpfen, die mit dem Papsttum auszukämpfen waren, mit allen den Triumphen, aber auch mit allen den Niederlagen, von denen die deutsche Geschichte des Mittelalters zu erzählen hat.

Es schloß die Verfassung des Ottonenstaates dies alles in sich ein, weil es im Mittelalter nicht Kirchen giebt, sondern nur die Kirche, weil eben die Kirche, in die der Staat hineingebaut war, ihrer Natur nach keine Grenzen hat, sondern universal ist, weil die Kirche ein großer, allumfassender Organismus ist mit eigenem Gesamtleben, das vom Mittelpunkte bis in die einzelnen Teile strömt und von dort wieder zurückströmt, weil die einzelnen Teile der Kirche deshalb für sich gar nichts sind, sondern nur etwas sind im Zusammenhang mit dem Ganzen, weil man deshalb, wenn man Teile der Kirche in organische Verbindung mit dem staatlichen Betriebe brachte, man dieses Betriebes nicht sicher war, wenn man nicht Einfluß hatte auf das Gesamtleben des kirchlichen Organismus, weil man also den Papst haben mußte, um der Bischöfe sicher zu sein, und weil man, um den Papst zu haben, Rom haben mußte. Ein Beispiel aus dem Gesichtskreise unseres technisch denkenden Zeitalters mag die Sache veranschaulichen. Man denke sich, ganz Deutschland empfinge sein Licht und die Kraft für seine sämtlichen Betriebe von einer einzigen Stelle, und man denke sich, diese Stelle wäre die Hauptstadt Italiens, so würden wir, wenn wir wirklich Licht und Kraft gar nirgend anderswo herbekommen könnten, als eben von dieser einen Stelle her, wahrscheinlich gar nicht umhin können, den Versuch zu machen, an dieser Centralstelle ein entscheidendes Wort mitzusprechen, schon bloß, um dafür zu sorgen, daß auch wirklich gutes Licht und ausreichende Kraft uns zu teil würde, und wenn man in der Centralstelle versuchen wollte, ein solches Einsprechen zu verhindern,

so würde uns schließlich gar nichts anderes übrig bleiben, als uns mit Gewalt in den Besitz der Centralstelle zu setzen, denn wir könnten unmöglich die Gefahr auf uns nehmen, eines Tages im Finstern zu sein.

Mit genau derselben Notwendigkeit wurde Otto I. über die Alpen nach Rom getrieben und wurde er gezwungen, das Kaisertum zu erneuern. Die kaiserliche Krone und nur sie gab das unantastbare Recht, in Rom überhaupt und insbesondere bei der Papstwahl mitzusprechen, und um dieses Rechtes willen hatte Otto nach ihr gegriffen, — allein bei der Ausübung dieses Rechtes stellten sich doch ganz überraschende Schwierigkeiten heraus. Es mußte in Rom beinahe ganz neue Arbeit gemacht werden. Auch das römische Bistum war in die Hände der weltlichen Aristokratie gefallen. Trotzige Adelsgeschlechter hatten sich in Rom und um Rom erhoben, hatten die Ruinen des Altertums in feste Häuser und Burgen umgewandelt und machten sich in wilden Fehden den Besitz des Stuhles Petri und seiner Einnahmen und Güter streitig. Und wir sehen nun die deutsche Politik an der schwierigen Aufgabe sich abmühen, die unberufenen Eindringlinge abzuweisen, dem Papsttum die Bahn frei zu machen, es zum Handeln fähig zu machen und es doch festzuhalten in der wünschenswerten Abhängigkeit. Die Aufgabe war um so schwieriger, als bei der großen räumlichen Entfernung ein fortwährendes Eingreifen nicht möglich war.

Da nun eine dauernde Sicherung der deutschen Interessen thatsächlich nicht zu erreichen war, so blieb schließlich in der That nur die eine Möglichkeit übrig, das Papsttum völlig in Besitz zu nehmen, es der Reichs-

kirche einzuverleiben, es gewiſſermaßen zu germaniſieren und erprobte Männer aus der deutſchen Kanzlei auf den Stuhl Petri zu ſetzen, alſo über ihn zu verfügen wie über irgend einen deutſchen Biſchofsſtuhl. Dies Ziel war unter dem Salier Heinrich III. erreicht. Drei römiſche Bewerber ſtritten ſich im Jahre 1046 um den Papſtthron: vor ſeinem Machtgebot mußten ſie weichen, und ein deutſcher Biſchof, der Biſchof von Bamberg, trat an ihre Stelle.

Es war der Moment der höchſten Steigerung ſaliſcher Kaiſermacht. Es war der Moment, in dem die Machtfülle, die einſt Karl der Große beſeſſen hatte, noch überboten ſchien: in Karl hatte das Germanentum das römiſche Kaiſertum erobert, unter dem Salier Heinrich III. eroberte es auch die römiſche Kirche, die Welt ſchien den Germanen gehören zu ſollen, — da erfolgte der Umſchlag und eine mächtige Woge ſchwemmte alles hinweg, was er geſchaffen hatte: es erhob ſich der Romanismus, es erwachte die Kirche wieder zum Bewußtſein ihrer ſelbſt und ihrer Würde, es erſtand in Papſt Gregor VII. der Mann, der dem Stuhle Petri wieder ſeine Unabhängigkeit und ſeine Weltſtellung zurückeroberte.

Der Umſchlag mußte erfolgen, weil der ganze bisher herrſchende Zuſtand an einem inneren Widerſpruche krankte, der nicht zu überwinden war, und der notwendig am ſchreiendſten wurde, als das Syſtem der Vollendung nahe war. Der Widerſpruch beſtand darin, daß die Kirche ihrem innerſten Weſen nach autonom iſt, und daß ſie durch die Reichsgründung in den Dienſt andersartiger als rein kirchlicher Intereſſen ge-

ſtellt war. Die Ideen, die ſich in der römiſchen Kirche zur Geſtaltung durchgerungen hatten, waren niedergelegt im kanoniſchen Rechte, einem geſchriebenen Rechte, das jeder Kleriker jederzeit nachſchlagen konnte, und dieſes Recht der Kirche verlangte Freiheit der Wahlen. Dieſe Freiheit beſtand nirgends. Allenthalben verfügten die Fürſten ganz willkürlich über die kirchlichen Aemter. Wir müſſen anerkennen, daß bei uns in Deutſchland kaum völlig Unwürdige in ein geiſtliches Amt kamen, aber die Möglichkeit beſtand, und die Willkür, mag ſie ſich auch wohlthätig äußern, bleibt doch immer Willkür!

Der Umſchlag mußte erfolgen, weil das Papſttum ſeinem Weſen nach *univerſal* iſt, und weil es durch das ſaliſche Syſtem eingeſpannt wurde in einen Rahmen, der durchaus nicht das Ganze umſchloß und im weſentlichen *national* war, weil alſo das Papſttum durch die Einfügung in den ſaliſchen Reichsverband aufhören mußte, Papſttum zu ſein.

Der Umſchlag mußte erfolgen, weil das Papſttum, wie überhaupt das Prieſtertum, ſeiner Idee nach *ſouverän* iſt, weil es alſo durch den Fortbeſtand des durch Heinrich III. geſchaffenen Zuſtandes mediatiſiert worden wäre, und weil es ganz undenkbar war, daß ſich das Papſttum ohne Kampf in dieſe Minderung ſeiner Würde hätte fügen ſollen.

Der Umſchlag mußte endlich erfolgen, weil das Papſttum ſeiner Herkunft wie ſeiner Idee nach *romaniſch* iſt, und weil alſo deshalb das Papſttum gar nicht germaniſiert werden *kann*. Das, was an der Idee des Papſttums eigentlich romaniſch iſt, das, womit die Römer die Welt erobert haben, nämlich die ſyſte-

matische Zusammenschließung der Kräfte vieler zu einer Gesamtwirkung, die zentralisierende Organisation, die Idee also der Einheit, die bei romanischen Naturen bis zur völligen Vernichtung der Individualität zu steigern ist, das alles steht im Widerstreit mit dem germanischen Wesen, bei dem durchaus der Drang des Individuums vorherrscht, die Eigenart zur Geltung zu bringen, etwas für sich zu sein.

Das Papsttum gehört also dem Romanentum und muß ihm gehören.

Es ist nun kein Zufall, daß die Gedanken, die grundsätzlich in Gegensatz traten gegen das ganze herrschende System, das wir vielleicht als mittelalterliches ancien régime bezeichnen können, — es ist kein Zufall, daß diese Gedanken zuerst hinter Klostermauern gedacht wurden. Auch die Gedanken, die das französische ancien régime vernichten sollten, sind im Hirn eines Einsiedlers entstanden, und eine Revolution war es doch auch, was die äußerste Konsequenz jener Ideen, die im burgundischen Kloster Cluni entstanden, bedeutete. Es war kein Zufall, daß die neuen Ideen gerade in einem Kloster aufkamen, denn hinter Klostermauern hat sich das Eigenleben der mittelalterlichen Kirche stets am kräftigsten geregt.

Es stellen sich in der katholischen Kirche zwei verschiedene Ausgestaltungen derselben ursprünglichen Idee dar, in deren Nebeneinanderwirken und gegenseitigem Aufeinanderwirken ein Hauptgrund der unverwüstlichen Lebenskraft der Kirche liegt. Es sind dies auf der einen Seite der Klerus, auf der anderen Seite das Mönchtum. Der Klerus ist die Organisation, die sich aus dem Bedürf-

nis gebildet hat, die Welt allmählich zu dem christlichen Ideal zu erziehen, sie aber um der Erlösung willen durch die Spendung der Sakramente an dem Heil teilnehmen zu lassen; das Mönchtum umfaßt dagegen alle diejenigen, die das christliche Ideal verwirklichen wollen, die Ernst machen wollen mit der Nachfolge Christi, die sein Leben nachleben, die die Heiligung des Jenseits durch freiwilligen Verzicht schon im Diesseits zu erreichen streben, und die daher unmittelbar, aus eigener Kraft, nicht eigentlich durch Vermittelung des Priesters, den Himmel stürmen.

Inwieweit das Mönchtum mit seiner Auffassung, daß die wahre Nachfolge Christi in der Weltflucht, in der Weltverneinung liege, recht hat, wird heute von den verschiedenen Standpunkten verschieden beurteilt werden. Der mittelalterliche Mensch zweifelte nicht an der inneren Berechtigung des Mönchtums, und um diesen Standpunkt zu verstehen, müssen wir uns daran erinnern, daß die Lehre Christi ganz unleugbar einen gewissen Gegensatz zur Welt, eine gewisse Neigung zur Weltflucht in sich schließt, und es kann ferner doch auch nicht verkannt werden, daß der freiwillige Verzicht auf alles, was andere als das höchste Glück betrachten, Zeugnis für sittliche Kraft ablegt, und daß sittliche Kraft Eindruck macht.

Es soll hier nicht näher auf die Naturgeschichte der Askese eingegangen werden, so anziehend das Problem auch ist; es genügt, festzuhalten, daß der Asketiker beinahe mit Notwendigkeit dazu kommen muß, sich selbst einen gewissen Grad der Heiligkeit zuzuschreiben, und daß das Mittelalter stets bereit war, diesen

Anspruch anzuerkennen, um eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Mittelalters zu verstehen: nämlich wie aus dem Weltflüchtling ein Weltherrscher werden kann. In der That, wenn die Welt so schlecht geworden ist, daß das Aergernis nicht länger zu ertragen ist, dann müssen die Heiligen aus ihren Klostermauern hervorkommen, dann müssen sie Gericht halten über die Schuldigen, und dann müssen sie selber die Leitung der Dinge übernehmen, um die Welt vor der drohenden Verdammnis zu bewahren. Es wird der Heilige vielleicht in unheilvollen Widerstreit kommen mit sich und der Welt, und er wird vielleicht in diesem Widerstreit untergehen, allein das ist das tragische Schicksal aller Idealisten und Weltverbesserer und wird es immer bleiben.

Wir begreifen also, daß in dem Kloster Cluni und den Klöstern, die nach seinem Beispiel lebten, und die das Mönchtum nach langem Verfall in seinem ursprünglichen Sinne wiederherstellten, wir begreifen, daß in diesen Stätten, in denen der eigentümliche Geist des Christentums am reinsten in die Erscheinung trat, auch zuerst und am tiefsten der innere Widerspruch, der die gesamte Christenheit beherrschte, empfunden ward.

Diese Empfindung fand ihren Ausdruck zunächst in der Forderung, daß Ernst mit dem Mönchtum gemacht werden sollte, erweiterte sich aber zu der ferneren Forderung, daß die Kirche sich selber anzugehören habe, daß das kirchliche Recht in der Kirche zur Geltung zu kommen habe, und diese Forderung ging wie ein Posaunenton in die Lande, sie drang von Burgund nach Lothringen vor und setzte sich hier zunächst in den Klöstern durch, sie gewann in Frankreich, in Italien

von Jahr zu Jahr an Boden, und sie fing allmählich an, etwas zu bilden, das man öffentliche Meinung nennen könnte.

Es reicht nicht aus, zur Erklärung dieses Fortschreitens der cluniacensischen Bewegung auf die religiöse Grundstimmung der Zeit hinzuweisen. Gewiß ist dieser Hinweis berechtigt, denn bei dem mittelalterlichen Menschen war in der That das Gefühl der Abhängigkeit von etwas Ueberirdischem sehr viel stärker als bei dem modernen Menschen, der so gern mit dem Gedanken des Uebermenschentums spielt, und dies Gefühl war weit leichter in Schwingungen zu versetzen, — es liegen der kirchlichen Reformbewegung aber auch sozialpolitische Antriebe zu Grunde.

Abgesehen nämlich von gewissen wirtschaftlichen Gesichtspunkten, die eine Restauration des Klosterwesens zur Notwendigkeit machten, haben wir es in dem Emporstreben des Mönchtums zugleich mit einer Art Emancipation der niederen Klassen zu thun und mit einem Rückstoß der Unterdrückten gegen alles, was im ancien régime an der Herrschaft teil hatte, also namentlich gegen das Episkopat und dann auch die Fürsten überhaupt. Es liegt auch im modernen Sinne in der kirchlichen Reformbewegung eine freiheitliche, eine liberale Richtung. Das alte System bedeutete die Herrschaft der Reichen und der Mächtigen dieser Welt, auch in der Kirche. Wenn wir in einem Briefe eines der Führer der Reform, des Abtes Wilhelm von Hirschau, lesen: „Darum eben sieht es so elend aus in der Christenheit, weil es bei der Bestellung der Bischöfe nur nach dem Adel des Geschlechtes und nach der Größe des Geld-

sackes geht," — so können wir die soziale Unterströmung der Reformbewegung mit Händen greifen, und wenn wir solche Ausdrücke hören wie: „Die gegenwärtigen Bischöfe sind nur Mietlinge," so erkennen wir, daß in der politischen Abhängigkeit der Bischöfe des alten Systems auch eine Minderung ihres sittlichen Ansehens beklagt wurde, und daß in den Kreisen der Reform auch jenes Unabhängigkeitsgefühl vertreten war, in dessen Bethätigung die christliche Kirche von Anfang an ihren schönsten Ruhm gefunden hatte. Die Bischöfe sollten frei sein, damit sie das Vorrecht des Priesters auszuüben vermöchten, auch vor den Mächtigsten dieser Welt sich nicht beugen zu müssen.

Wenn nun in der Kirche im allgemeinen unter der Wirkung des Druckes der bestehenden Zustände der Geist der Freiheit erwachte, so erweckten in Rom unter der Einwirkung der Politik Heinrichs III. die cluniacensischen Ideen zugleich mit dem Geiste der Freiheit auch den Geist der Herrschaft.

Was in den Kreisen der Reform mehr nur religiöse und sittliche Forderung war, verwandelte sich in Rom zum politischen Programm. Die Thätigkeit des reformierten Mönchtums hatte die Idee der universalen Kirche wieder in weiten Kreisen lebendig gemacht: in Rom mußte ihre Thätigkeit und ihre Lehre alle die Ansprüche wieder wecken, die mit dem Namen Rom von jeher verknüpft waren. Sie hatten lange geschlummert, aber jetzt erwachten sie wieder zu neuem Leben, denn es ist nun einmal nicht anders, Rom kann nicht und konnte jedenfalls nicht im Mittelalter den örtlichen Gewalten und den örtlichen Interessen anheimfallen, Rom

war Jahrhunderte hindurch die Zentrale gewesen, von der Licht und Kraft ausgegangen war, und das vergißt sich nicht. Wie in dem Worte „Kaiser" ein Programm liegt, das die Träger dieses Namens immer und immer wieder verführt hat, über die gezogenen Schranken hinwegzuschreiten und die Bahnen der Allherrschaft zu wandeln, so liegt in dem Namen Rom ein Zauber, der ebenfalls unwiderstehlich zum Imperialismus drängt. Rom ist das Caput mundi, das Haupt der Welt. Auch in ihren Ruinen waren die Kaiserpaläste auf dem Palatin eine Mahnung und eine Lockung, der die römischen Priester zuzeiten nicht widerstanden, der sie um so weniger widerstehen konnten, als ja eben in der Organisation der Kirche selber, wie wir gesehen haben, das römische Imperium auch nach seinem weltlichen Tode noch weiterlebte.

Es hat in Rom Zeiten gegeben, da der rein religiöse Geist vorherrschte, und in denen die Päpste nichts waren und sein wollten als Priester. Es hat aber auch Zeiten gegeben, in denen der Geist der Cäsaren aus den Ruinen aufstieg und im Vatikan umging. Es hat rein priesterliche Päpste gegeben und politische Päpste gegeben, und Gregor VII. war ein solcher politischer Papst.

Gregor VII. war Mönch und lebte und webte in den asketischen Anschauungen seiner Zeit. Er stand den Cluniacensern nahe und glühte für den Gedanken der Freiheit der Kirche. Aber das war nur die eine Seite seines Wesens. Gregor VII. war auch Italiener, ein Landsmann des Macchiavell, ein politisches Genie, und Gregor VII. war endlich ein Mensch von verzehrender

Leidenſchaft, unbezähmbarer Willenskraft, rückſichtsloſer Thatkraft und erfüllt von bergeverſetzendem Idealismus. Gregor VII. iſt einer jener Menſchen, in denen die Idee zu einer ſolchen Ueberkraft anwächſt, daß ſie nur die Verkörperung derſelben zu ſein ſcheinen. Hätte er am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gelebt, er wäre ein großer Jakobiner geworden. So wie dieſe für Freiheit und Tugend, ſo ſchwärmte Gregor für Freiheit, d. h. Freiheit der Kirche, und „Gerechtigkeit". Namentlich aus dieſem letzteren Begriffe, der „justitia", ſo wie ſie einſt Auguſtinus erläutert hatte, ergab ſich ihm der Geſamtinhalt ſeines Strebens. So wie die Jakobiner um der Tugend willen die Ariſtokraten verfolgten und aufs Schafott brachten, ſo verfolgte Gregor VII. um der Gerechtigkeit willen die Fürſten, oder vielmehr die „Tyrannen", wie er ſie mit Vorliebe nannte. Man muß in der That bis zur franzöſiſchen Revolution gehen, um ſo harte Worte gegen den Fürſtenſtand zu vernehmen, wie ſie Gregor geſprochen hat. „Wer weiß nicht," ſchreibt er einmal, „daß ſie (die Fürſten) von denen ihren Anfang ableiten, die Gott nicht kannten, und daß ſie mit Hochmut, Räuberei, Treuloſigkeit, Mord, kurz mit allen Verbrechen, auf Antrieb des Fürſten der Welt, des Teufels, aus blinder Herrſchbegier und unerträglichem Stolz die weltliche Herrſchaft über *ihresgleichen, die Menſchen*, ſich angemaßt haben?" Dieſe Worte konnten auch auf der Tribüne des franzöſiſchen Nationalkonvents von einem Schüler Rouſſeaus geſprochen werden, nur daß Gregor nicht die Notwendigkeit der körperlichen Vernichtung der Ariſtokraten daraus ſchloß, ſondern nur die Notwendigkeit ihrer Unterwerfung. Ein

Heil war seiner Ueberzeugung nach nur zu finden, wenn die Fürsten dem Stuhle Petri unterthan wurden, nur dann war die Herrschaft der Gerechtigkeit auf Erden und damit das Reich Gottes gesichert. Mit dieser Forderung, die mit Notwendigkeit aus seiner felsenfesten und durchaus ehrlichen Ueberzeugung floß, daß der Stuhl Petri gar nicht anders wirken könne als im Sinne der Gerechtigkeit, sehen wir denselben Umschlag des Freiheitskämpfers in den Weltherrscher, wie wir ihn später bei den Helden der Revolution beobachten. So wie aus den Jakobinern schließlich Tyrannen wurden, so gipfelte auch das Reformprogramm Gregors in der Forderung der päpstlichen Weltherrschaft. Die Freiheit der Kirche war auf die Dauer nur gesichert, wenn ihre bisherigen Bedrücker selber geknechtet wurden, wenn also auch die Könige gezwungen waren, Rechenschaft abzulegen.

Wir können dieser Forderung Gregors unmöglich gerecht werden, wie überhaupt auch dem mittelalterlichen Papsttum nicht, wenn wir es betrachten durch die Brille moderner Weltanschauung.

An und für sich genommen ist die Idee einer Regierung der Welt von einer Stelle aus, die von Gott als besonders erleuchtet gilt, und die daher nur im Sinne des Guten und des Wahren wirken kann, eine gewaltige Idee: der Friede und die Herrschaft der Sitte im Sinne dauernder Vervollkommnung der Menschheit scheint damit für alle Ewigkeit gesichert. In die römische Kirche war als Keim dieses Ideal gelegt. Nachdem dies einmal der Fall war, die Idee also Gestalt gewonnen hatte, mußte sie mit innerer Notwendigkeit wachsen. Der Prozeß, durch den die ursprüngliche Idee in die

Erscheinung zu treten versucht, ist die Geschichte des mittelalterlichen Papsttums. Wir wissen jetzt, daß die Idee nicht zu verwirklichen war, weil eben die Menschen — nur Menschen sind, und weil jene göttliche Erleuchtung in einem Maße ausblieb, daß eine Zeit kommen konnte, der das römische Papsttum nicht mehr als die Organisation der Gerechtigkeit, sondern als eine Organisation der Ungerechtigkeit erscheinen mußte, aber diese Erfahrung mußte erst gemacht werden.

Es mußte diese Erfahrung gerade so erst gemacht werden, wie die andere, daß die Idee des absoluten Königtums von Gottes Gnaden auch nicht zu vereinen ist mit den Gegebenheiten der Natur der europäischen Menschheit. Wir heute sind durch jene Erfahrungen hinreichend erleuchtet, um Bestrebungen, die nach jenen von der Weltgeschichte gerichteten Zielen gehen, von vornherein als verfehlt zu bezeichnen; die Menschen von früher wandelten aber noch im Dunkeln, sie konnten die Schranken ihres Strebens nicht erkennen, bloß um dieses Strebens willen dürfen wir ihnen daher unsere Sympathie nicht versagen.

Gregor VII. dachte sich nun diese päpstliche Weltherrschaft durchaus entsprechend dem von ihm bekämpften Staate als eine Oberlehensherrlichkeit des Nachfolgers Petri über alle Fürsten, d. h. also als ein priesterliches Kaisertum, und wir sehen somit hier wieder die Richtigkeit unserer Grundanschauung, daß Papsttum und Kaisertum Zwitter- und Zwillingsgewalten waren, und daß jede von ihnen, sobald sie einen Vertreter fand, der die in diesen Gewalten verkörperten Ideen wirklich erfaßte und wirklich durchzuführen unternahm, die andere regel-

mäßig zum Daseinskampfe zwang. So wie früher Karl der Große und die Salier im Begriff waren, das Papsttum zu erdrücken, so machte sich jetzt Gregor daran, das Kaisertum zu erdrücken und damit also das Papsttum an seine Stelle zu setzen. Und er zeigte sich nun bei der Durchführung dieser Aufgabe von einer Umsicht, von einer Schärfe des Blickes, von einer Kühnheit und von einer Unerschrockenheit, freilich auch einer souveränen Gleichgültigkeit in der Wahl der Mittel, seine Pläne schweiften so sehr ins Weite, daß wir uns manchmal unwillkürlich an einen wirklichen Kaiser, an den Kaiser Napoleon I. gemahnt finden: In der That, so wie Napoleons eigentliches Element der Krieg ist, so ist auch Gregor eine Kampfnatur, ist auch sein Wesen durchaus kriegerisch. Mit Vorliebe bewegt er sich in kriegerischen Wendungen, seine Briefe und Manifeste haben in ihrer gedrungenen, heftig vordringenden Ausdrucksweise etwas von Bulletins oder von Tagesbefehlen an sich, er empfindet eine Art Lust am Zwange, es liegt entschieden etwas Imperatorisches in seinem Wesen.

Es war unzweifelhaft Größe in seinem Thun, und er hat auch, wenn auch nicht alles, so doch Vieles und Großes erreicht. Er hat die Zeichen der Zeit zu deuten gewußt, er hat bahnbrechend gewirkt und richtunggebend auf Jahrhunderte hinaus, allein er selber hat die Früchte nicht pflücken dürfen, er selber ist dem Schicksal nicht entgangen, das nun einmal das Schicksal der Durchbruchsmenschen zu sein scheint, er selbst ist verschüttet worden von den stürzenden Trümmern.

Der Höhepunkt seiner Laufbahn war Canossa. Heinrich IV. hatte den Kampf, den ihm Gregor

durch das Verbot der willkürlichen Vergebung der Bistümer aufgezwungen hatte, aufgenommen in dem Machtgefühle, das das Erbe der Salier war, ohne eine Ahnung von den Veränderungen zu haben, die sich seit dem Tode seines Vaters in dem Geiste der Menschen vollzogen hatten. Er sollte es nur zu bald erfahren. Der Bannfluch des Papstes wirkte wie der Magnetberg der Sage auf die Eisenteile des Schiffes. Der ganze Zusammenhang der salischen Monarchie versagte. In jähem Sturze sah sich Heinrich plötzlich von der Höhe seiner Macht heruntergeschleudert, und dieser ungeheure Zusammenbruch erschütterte auch ihn in den Grundfesten seines Wesens und trieb ihn über die Alpen mitten im Winter und warf ihn im Büßergewande zu den Füßen des Papstes.

Was auch immer Heinrich mit dieser Buße für politische Nebenzwecke verfolgte: im großen Zusammenhange der Dinge bedeutete Canossa die Kapitulation des Königtums vor den religiösen Ideen des Jahrhunderts, es war die Verzichtleistung auf die Durchführung des salischen Kaisergedankens, es war der Triumph der freien Kirche und des freien Papsttums.

Canossa war gewiß ein Triumph, aber es war der letzte Triumph Gregors, und von nun an ging es abwärts mit ihm. Der Bund mit den Mächten der Revolution rächte sich an Gregor. Er hatte sich verbunden mit allen Elementen des Widerstandes: in Oberitalien mit den städtischen Massen, die in Aufruhr waren gegen die herrschende geistliche und weltliche Aristokratie, und die wir etwa als die Sanskulotten des elften Jahrhunderts bezeichnen können; er hatte sich verbunden in

Deutschland mit den sächsischen Empörern und mit den unbotmäßigen Fürsten, die das Joch Heinrichs schon lange nur mit Unwillen trugen; er verband sich selbst mit den niedrigen Leidenschaften in der menschlichen Brust, indem er die Massen aufhetzen ließ gegen die verheirateten Priester, die sich weigerten, dem neuen Gebote, dem Gebote der Ehelosigkeit zu gehorchen und Weib und Kind von sich zu stoßen, — er hatte das alles gethan in der heiligen Ueberzeugung, das Rechte zu thun; allein er mußte erfahren, daß der Zweck eben nicht die Mittel heiligt. Der Bund mit der Revolution rächte sich, denn er ward die Geister nicht mehr los, die er gerufen hatte. Er hatte wohl die Macht gehabt, sie zu entfesseln, aber er hatte nicht die Macht, sie zu bändigen.

Er, der Vorkämpfer der Freiheit, wurde ein Sklave der Verhältnisse, die sich stärker erwiesen als er. Der Bund rächte sich auch in sittlicher Beziehung: der Widerspruch, der zwischen dem Friedensamte des Priesters und dem kriegerischen Gebaren des Trägers dieses Amtes klaffte, ward doch zu arg. Das Demagogische in seinem Wesen, die Verwirrung, die sich allenthalben erhob, erweckte Abfall in den Reihen seiner Freunde, und Gregor mußte endlich auch erfahren, was die Macht der Gewohnheit bedeutet. Mit dem bisherigen Zustande der Dinge waren doch unermeßlich viele und starke Interessen verbunden, deren Vertreter sich gegen ihn zusammenschlossen, und so mußte Gregor denn schließlich unterliegen.

Gregor starb als Besiegter und in der Verbannung. Er war der äußeren Macht Heinrichs IV. erlegen.

Allein gegen die Ideen Gregors war diese äußere Macht wirkungslos, und sie lebten auch nach seinem Tode weiter. Von diesen Ideen war es eine, die schon nach kurzer Zeit in die Erscheinung trat, die Idee nämlich der Einheit der Christenheit im Gegensatz gegen den Islam, d. h. eben die eigentlich imperiale Idee. Diesen welthistorischen Gegensatz hatte zuerst Gregor deutlich empfunden, da er eben die ganze Christenheit mit seinem Blicke umfaßte, d. h. da er zuerst als Papst wieder europäische Politik getrieben hatte. Er hatte schon daran gedacht, eine Kriegsflotte ausrüsten zu lassen, um den Feind der Christenheit in Spanien zu befehden, er hatte schon den Plan gefaßt, einen großen Heerzug zu unternehmen zur Wiedereroberung des heiligen Landes, und er hatte auch hier bewiesen, daß er ein Ohr hatte für den Pulsschlag der Zeit. Nur wenige Jahre, und es hub jene fromme Völkerwanderung an, die im Grunde nichts anderes war als der Ausdruck des gesteigerten Selbst- und Kraftgefühls der europäischen Menschheit, der Rückstoß gegen Asien, der Versuch, die verlorenen Stätten europäischer Kultur und des christlichen Kultus zurückzuerobern, und die sich in der Form eines Kreuzzuges darstellt, weil im Mittelalter alle tieferen Erregungen der Volksseele auf dem religiösen Gebiete ausschlagen, — und bei diesem großen europäischen Kriegszuge, bei diesem ersten Kreuzzuge, stand das Reformpapsttum im Mittelpunkte, hatte es jene beinahe kaiserliche Stellung, die Gregor erträumt hatte. Das freie, das gregorianische Papsttum hat diese Bewegung entfesselt, es hat den Gedanken des heiligen Krieges in die Massen geworfen, und die Massen nahmen den Gedanken mit

einer Begeisterung auf, die von dem gewaltigen Spannungszustande, der damals im Abendlande herrschte, ein beredtes Zeugnis ablegt. So wie der Revolutionskrieg der Revolution, so folgte der Glaubenskrieg der Reform, und als die Kreuzfahrer vor nunmehr fast 800 Jahren ihren Einzug hielten in der Grabeskirche, durch die Straßen der Stadt, die noch rauchten von dem Blute der Erschlagenen, da konnte das Werk Gregors VII. vollendet scheinen.

IV.

Das Zeitalter Friedrich Barbarossas.

Das Ergebnis des ersten Kreuzzuges war die Erwerbung der östlichen Uferländer des Mittelländischen Meeres und damit eine Erweiterung des Schauplatzes der mittelalterlichen Geschichte, die eine Annäherung an den Umfang bedeutet, den im Altertum das Imperium Romanum gehabt hatte.

Die Folgen des Einbruches der mohammedanischen Welt waren damit teilweise überwunden. Die Herrschaft auf dem Meere, das die südlichen Küsten Europas bespült, wurde den Abendländischen wieder zurückgewonnen.

Das Mittelländische Meer selber wurde jetzt thatsächlich wieder ein Mittelmeer. Seine Randländer gehörten jetzt wieder wenigstens zum größeren Teile einem einheitlichen Kulturkreise an, und wie im Altertum wirkte diese Kultureinheit im Sinne politischer Einigung. Die Jahrhunderte der Kreuzzüge, das zwölfte und dreizehnte, stehen unter dem Einflusse dieser Wirkung. Die Kreuzzüge sind im Grunde nichts anderes als abendländische Eroberungskriege und Bethätigung abendländischen Kolonisierungstriebes. Kolonialpolitik hat oft

eine imperiale Tendenz: damals hatte sie es jedenfalls. Die Kreuzzüge und ihre Folgen erzwangen also förmlich die Herausbildung einer einheitlichen Leitung und da eine solche einheitliche Leitung nur entweder vom Papsttum oder vom Kaisertum ausgehen konnte, so mußte es aufs neue zu einem Kampfe kommen, sobald die kaiserlichen Ansprüche wieder einen Vertreter fanden, der sie kräftig zur Geltung brachte. Das geschah, als Friedrich I. Barbarossa im Jahre 1152 zur Regierung kam.

Es war damals lange Zeit, daß diese kaiserlichen Ansprüche ruhten.

Der Erfolg der christlichen Waffen im ersten Kreuzzug war zunächst nur dem Papsttum zu statten gekommen. Dieser Erfolg hatte die religiösen Ideen, die Ideen der Reform mächtig gefördert und hatte sie auch dorthin vordringen lassen, wo man sich zunächst ablehnend verhalten hatte, d. h. nach Deutschland. Unter dem Wehen des Kreuzzugsturmes war eine Flutwelle mönchischen und klerikalen Geistes im Anfang des zwölften Jahrhunderts auch über unser Land gegangen und hatte das Saliertum überspült. Die Ideen der Askese, der Weltflucht hatten die Herrschaft erlangt; mit einer Bereitwilligkeit, wie niemals vorher und niemals nachher, hatte man sich damals der Führung durch die Hand des Priesters überlassen, hatte man sich dem Zuge der Zeit gefügt sich hinter Klostermauern zu bergen.

Ein einfacher Mönch, Bernhard von Clairvaux, hatte damals durch sein Wort recht eigentlich die Welt regiert, und als die Nachricht von Verlusten im heiligen Lande erschollen war, da war es diesem Mönch gelungen, einen neuen Kreuzzug zu entfesseln, einen Kreuzzug, der an

Umfang der Beteiligung den ersten noch übertroffen hatte. Er, der Vertreter der Weltentsagung, hatte den Gedanken der Welteroberung gefaßt und in die Massen geworfen, und dieser Gedanke hatte gezündet, die Massen hatten sich an dem Gedanken, die ganze Erde dem Kreuze unterthan zu machen, förmlich berauscht, es hatte die abendländische Welt wie ein Fieber ergriffen, und wie im Taumel waren sie dahingestürzt, dem als sicher verheißenen Siege entgegen.

Allein dieser als sicher prophezeite Sieg, er war ausgeblieben und nicht nur das, sondern eine Katastrophe war eingetreten, eine Katastrophe, jener ähnlich, die in unserem Jahrhundert die Große Armee in den Eiswüsten Rußlands betroffen hat: Wie hier, so war damals in Kleinasien eine halbe Million Menschen nutzlos hingeopfert worden. Nicht nur war die Erde nicht dem Kreuze gewonnen worden: kein Fußbreit Landes war erworben. Das ganze Unternehmen war eine einzige fürchterliche Niederlage gewesen. Dieses große europäische Unglück hatte mit einem Schlage die Führerstellung der Klosterheiligen vernichtet. Die Welt war wieder nüchterner geworden, die transcendentale Magie hatte begonnen zu versagen. Die gewaltsam zurückgedrängten Realitäten hatten ihre Rechte wieder geltend gemacht. Es war mit einemmal klar geworden, daß so durch und durch weltliche Dinge, wie es die Führung eines Krieges ganz besonders ist, besser durch andere als durch Mönche und Weltverächter besorgt würden.

Wenn nun aber die Mönche nicht mehr führen sollten und nicht mehr die Mönchspäpste, dann konnte die Führung nur wieder zurückfallen an diejenigen, die

diese Führung gehabt hatten, nämlich an das Kaisertum und an die Deutschen.

Der Kaisergedanke und das deutsche Selbst- und Kraftgefühl erwachten zusammen, ich möchte sagen ruckartig, und sie beginnen sich nun mit jener Entschiedenheit geltend zu machen, die eine Folge langer Unterdrückung ist. Man ward sich jetzt mit einemmal bewußt, wie viel man in dem halben Jahrhundert der Mönscherei verloren hatte. Die Weltstellung, die das deutsche Königtum ehedem gehabt hatte, sie war dahin. Die Erkenntnis dieser Thatsache rief Schmerz und Entrüstung hervor, und zwar waren diese Empfindungen die allgemeine Empfindung. So groß die Unterschiede auch noch waren zwischen den einzelnen Stämmen, in der Kaiserpolitik hatten sie sich doch einander genähert. In ihr hatte sich etwas gebildet, was der Sachse und der Bayer, der Allemanne und der Lothringer miteinander gemein hatten, und dieses Etwas, dieses Gefühl der Rassengemeinschaft, das sich gebildet hatte im Gegensatze gegen Slaven und Welsche, das wallte jetzt plötzlich auf und drängte sich mächtig hervor. Von Friedrich von Staufen wußte man, daß er den Verlust, den alle beklagten, so schwer trug wie die anderen, er galt als ein Mann, der fähig und entschlossen war diesen Verlust wieder einzubringen, und so ward er unter seltener Teilnahme und wie in einem Sturm der Begeisterung an die Spitze gehoben.

Die Erhebung Friedrichs I. Barbarossa bedeutet also eine Gegenbewegung gegen den bestehenden Zustand der Dinge und sie führte zu dem mit ganz gewaltigen Mitteln unternommenen Versuche eine Wieder-

herstellung dessen herbeizuführen, was früher gewesen war, d. h. also zu dem Versuche einer umfassenden Restauration.

Es ist nun seltsam, daß die Träger dieser Stimmung, in der das Kaisertum Friedrichs I. wurzelt, und die sich doch schließlich gegen die Kirche richtete, d. h. die Kirche des Reformpapsttums, daß die Träger dieser Stimmung vor allem die deutschen Bischöfe selber waren. Es ist das nur recht zu verstehen, wenn wir uns an die innige Verquickung erinnern, die zwischen Reich und deutscher Kirche von jeher bestand. Diese Verquickung war so innig, daß Reich und Kirche beinahe dasselbe waren. Ein Rückgang des Reiches bedeutete deshalb unmittelbar auch einen Rückgang der deutschen Kirche. Das Reformpapsttum hatte wohl den Versuch gemacht, diese organische Verbindung zu zerreißen und in der deutschen Kirche an Stelle des Königs den Papst zu setzen, das war ihm aber bisher nicht gelungen, und man war gerade damals in kirchlichen Kreisen Deutschlands weniger denn je geneigt, derartigen Bestrebungen Roms gelassen zuzusehen. Es begreift sich das, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß es im wesentlichen der mittlere und kleine Adel war, der damals die kirchlichen Stellen inne hatte. Dieser Adel fand in dem Reichskirchendienst die glänzendsten Aussichten. Die Erhaltung der kaiserlichen Stellung bedeutete also zugleich die Erhaltung einer Weltstellung für diese geistliche Aristokratie. Weit entfernt den Forderungen des Reformpapsttums nachzugeben, erhob man sich damals in der deutschen Kirche zu der stolzen Forderung, daß nicht die römische Kirche die deutsche, sondern die deutsche

Kirche die römische beherrschen sollte, und der Versuch dies durchzuführen bildet eins der Hauptkapitel der Geschichte der Regierung Friedrich Barbarossas. Die deutsche Kirche ist es denn auch, aus der beinahe alles das stammt, was überhaupt damals an bedeutenden Persönlichkeiten im Dienste des Kaisers hervortrat. Sie stellte dem Kaiser seine Diplomaten wie seine Generale, ja der Kaiser ist manchmal mehr der Geleitete als der Leitende, sein großer Kanzler, der Erzbischof Rainald von Köln, war in Wirklichkeit mehrere Jahre hindurch nicht kaiserlicher Erzbischof, sondern erzbischöflicher Kaiser.

Die Ziele nun, denen er und die Seinigen zustrebten, erschienen ihnen, wie gesagt, nicht als etwas Neues, sondern als etwas Altes. Sie schöpften ein gutes Teil der Begeisterung, mit der sie für ihre Ideen eintraten, aus der Ueberzeugung, daß es sich nur um die Wiederherstellung alten, guten Rechtes handele, und zwar knüpften sie dabei mit Vorliebe an den Rechtszustand an, wie er der Ueberlieferung nach unter Karl dem Großen bestanden hatte.

Es ist merkwürdig, daß die Völker so oft vorwärts schreiten, den Blick rückwärts gewandt. Es sind gewöhnlich Idealbilder der Vergangenheit, nach denen sich die Zukunft gestalten soll. Es scheint, als ob die Völker eines solchen aus der Vergangenheit hergeholten Hintergrundes bedürfen, um die Lichtbilder ihrer Zukunftsträume darauf zu werfen. So wie unsere Zeit mit Vorliebe mit der Erinnerung an die Zeiten spielt, da die Hansa die Meere beherrschte, so wie man in der Mitte unseres Jahrhunderts die Schatten der Schwaben- und Sachsenkaiser, im Anfange des Jahrhunderts gern den Schatten

Hermanns des Cheruskers beschwor, so weidete sich die deutsche Welt in der Mitte des zwölften Jahrhunderts mit besonderer Vorliebe an der mehr oder minder zutreffenden glänzenden Vorstellung, die man sich von den Zeiten des fränkischen Karl machte. Ihn erklärte Friedrich I. gleich im Anfange seiner Regierung als sein Vorbild, und es ist bezeichnend für ihn und seine ganze Richtung, daß er im Jahre 1165 im Dome zu Aachen ihn feierlich heilig sprechen ließ.

Allein neben Karl den Großen trat gar bald noch eine andere Gestalt von noch verführerischerem Reize, die unserem heutigen Gesichtskreise, wenn wir nicht gerade Juristen sind, allerdings sehr viel ferner liegt; es war die Gestalt Justinians I., des römischen Kaisers, dessen Name mit der Abfassung des Corpus juris unlöslich verknüpft ist.

Dieses Hervortreten Justinians I. in der Erinnerung der Menschen hängt damit zusammen, daß eben damals gerade das römische Recht, nachdem es lange wie verschollen gewesen war, beinahe plötzlich wieder auftauchte; es geschah das zu der Zeit, in der sich in Italien zum erstenmal wieder der politische Geist der Bevölkerung zu selbständigen, zu originalen Bildungen unter Abstoßung der fremden Ordnungen erhoben hatte; in dieser selben Zeit tauchte auch das originale, das ehedem in Italien geltende römische Recht wieder auf. Für die allgemeine Entwicklung war es von weitreichenden Folgen, daß hier zum erstenmal eine Quelle der Belehrung von gewaltiger Mächtigkeit erschlossen war, die nicht auf die Kirche zurückging, die nicht durch sie ihre Gewähr und Gültigkeit erhalten hatte. Seit

dem Untergange des Altertums liegt in dieſer Renaiſſance des römiſchen Rechtes, in dem Studium, das ſich an dieſes römiſche Recht knüpfte, die erſte große, wiſſenſchaftliche Bewegung. Es iſt ja noch nicht eigentliche Wiſſenſchaft, was hier entſteht, es iſt mehr nur eine neue Autorität, die ſich darbietet, aber ſie allein genügte ſchon, die Einheit der mittelalterlichen Weltanſchauung zu trüben. Man kann daraus vorahnend erkennen, was es bedeuten ſollte, als ſpäter das eigentliche klaſſiſche Altertum wieder aus der Vergeſſenheit emporſtieg.

Für die politiſchen Dinge nun hatte die Wiederbelebung des römiſchen Rechts vor allem die Bedeutung, daß die Idee vom Staate überhaupt, von der Leiſtungsfähigkeit des ſtaatlichen Organismus eine gewaltige Steigerung erfuhr, daß man von der Natur des Staates eine ſo ganz andere Meinung bekommen mußte, als man aus dem Gottesſtaate Auguſtins gewonnen hatte. In dem Staate, aus dem das römiſche Recht ſtammte, war von der Kirche ſehr wenig, von dem Lehensweſen gar nichts zu merken. Die weltliche Gewalt trat hier in überraſchender Kraft und Reinheit in die Erſcheinung: ſie regelt hier alles, ordnet alles mit ſouveräner Willkür.

Dieſe weltliche Gewalt war nun die kaiſerliche Gewalt, das Recht war kaiſerliches Recht und dieſe bloße Thatſache mußte für die damalige Auffaſſung von der kaiſerlichen Befugnis geradezu umgeſtaltend wirken. Friedrich I. lernte dieſe Auffaſſungen kennen, als er nach Italien kam und mit den Bologneſer Juriſten in dauernden Verkehr trat. Die von den römiſchen Juriſten vertretenen Anſchauungen von dem Weſen der kaiſerlichen Gewalt wurden in ihm die herrſchenden. Er

erfüllte sich mit der Ueberzeugung, daß der Kaiser die Quelle alles Rechtes sei. Das imperatorische Bewußtsein entwickelte sich dadurch bei ihm zu einer ganz gewaltigen Stärke und steigerte sich schließlich zum Anspruch auf die Weltherrschaft. Schon im Jahre 1156 sagte er: „Wir haben die Regierung Urbis et Orbis (d. h. Roms und des Erdkreises) in unseren Händen", und mit diesen Ansprüchen des Cäsarismus übernahm er auch Sprache und Ausdrucksweise des Cäsarentums. Wie es in Byzanz üblich war, begann Friedrich vom „heiligen Reiche" zu reden, nannte er seine Vorgänger „göttlich". Auch der römische Begriff der Majestätsbeleidigung wurde von ihm begierig aufgegriffen und auch sofort auf deutsche Verhältnisse übertragen: die Vernachlässigung der Pflichten gegen das Reich, jeder Widerstand gegen des Kaisers Absichten als Majestätsbeleidigung gekennzeichnet.

Das an und für sich schon vorhandene und uns bekannte Bestreben der kaiserlichen Macht, in geistlichen Dingen so gut Befehlsgewalt in Anspruch zu nehmen wie in weltlichen, fand neue Nahrung in der Anknüpfung an jene Zeiten, in denen das Kaisertum in Fortsetzung der heidnischen Verhältnisse unbestritten die Hoheprieſterwürde, die Würde des Pontifex Maximus ausgeübt hatte. Friedrich hob ganz im Geiste des byzantinischen Kaisertums, das er übrigens auch aus eigener Anschauung kannte, hervor, daß er sein Kaisertum unmittelbar von Gott, also nicht vom Papste empfangen habe, er bezeichnete sich einmal als vom heiligen Geiste unterwiesen, er erklärte, der Kaiser sei über alle Menschen gesetzt, um Gnade und Strafe auf Erden gerecht zu verteilen, er führe die Vertretung des

Königs der Könige auf Erden, kurzum, gerade so wie wir früher das Hinüberwachsen der päpstlichen Macht in die kaiserliche beobachten konnten, vollzieht sich hier wieder ein Hinüberwachsen der kaiserlichen Macht auf das päpstliche Gebiet, und gerade so wie wir dort erkennen mußten, daß dieses Uebergreifen mit einer gewissen inneren Notwendigkeit erfolgte, so war es auch hier der Fall. Denn es war durchaus nicht etwa Despotenlaune die Ursache dieses so vollkommenen Aufgehens des Schwabenkaisers in dem scheinbar so fremden Gedankenkreise, sondern die feste Ueberzeugung, daß es sich erstens bei Geltendmachung dieser Ansprüche um eine heilige Pflicht handle, der er sich gar nicht entziehen könne, und zweitens, daß es sich dabei durchaus gar nicht um etwas Fremdes, sondern um etwas höchst Eigenes handle.

So wie in den Chroniken jener Zeit die Kaiser von Augustus an durchgezählt werden, so betrachtet sich auch Friedrich I. und muß sich betrachten als den Rechtsnachfolger der Cäsaren. Das römische Reich hat nie zu bestehen aufgehört, es hat immer bestanden, es besteht eine vollkommene Kontinuität zwischen dem Damals und dem Jetzt, und alles, was den aus dem Gesetzbuche Justinians sich ergebenden Zuständen widerspricht in den öffentlichen Verhältnissen, ist revolutionären Charakters und muß beseitigt werden.

Das Kaisertum Friedrichs I. war also eine durch und durch konservative, ja in gewissem Sinne reaktionäre Macht; es war aufgebaut auf der Herrschaft des Kriegerstandes, es war die höchste Blüte des feudalen Systems und mußte daher mit dem Triebe der Selbsterhaltung auch

dieſes Syſtem ſelber zu erhalten ſtreben: in ſeinen äußerſten Folgen bedeutete es aber einen univerſalen geiſtlich-weltlichen Abſolutismus.

Um zu ermeſſen, was das heißt, muß man bedenken, daß hinter dieſer Weltanſchauung, hinter dieſem Programm die geſammelte Kraft der in Kirche und Lehensſtaat organiſierten deutſchen Ariſtokratie ſtand und die gewaltige Perſönlichkeit Friedrichs I. Friedrich iſt ſo recht der typiſche Vertreter des kriegeriſchen Adels deutſcher Nation in Art und Unart, ſtrotzend von Kraft und Kraftgefühl, raſch aufflammend im Zorne, aber raſch wieder zu gewinnender Milde beſänftigt, ein geborener Herrſcher, von ungeſuchter Majeſtät im Auftreten, doch aber nicht eigentlich ſchöpferiſch, fähig, auch den größeren Kanzler neben ſich zu dulden und ihn wirken zu laſſen, im ganzen trotz einer gewiſſen Einſeitigkeit doch eine packende Herrſchererſcheinung.

Wenn nun Friedrich und die Seinen Umſchau hielten, da ſtellte ſich als das nächſte und ſelbſtverſtändliche Ziel des politiſchen Handelns Italien dar.

Hier in Italien prägte ſich der Verluſt der deutſchen Weltſtellung am ſinnfälligſten aus und zwar datierte der Rückgang der deutſchen Herrſchaft genau von dem Beginn der Reformbewegung. Mit dem Vordringen des Papſttums in die thatſächlich leitende Stellung war dieſer Rückgang Hand in Hand gegangen: es war klar, daß hier die Reſtauration der kaiſerlichen Stellung zu beginnen habe. Denn ohne Italien war die Stellung nicht zu halten, die Erfahrung hatte gezeigt, wie recht die Ottonen und Salier gehabt hatten, wenn ſie die Hand auf Rom gelegt hatten. Ein freies Italien be-

deutete ein freies, d. h. ein mit den kaiserlichen Ansprüchen unvereinbares Papsttum. Ohne die kaiserliche Stadt und ohne das kaiserliche Land kein Kaisertum. Es war das jetzt in noch viel stärkerem Maße der Fall als früher, seitdem der alte Umkreis des Imperium Romanum sich wieder zu ründen begonnen hatte und Italien damit wieder wie im Altertum das Land der Mitte geworden war. Hier liefen die sämtlichen Nervenstränge des damaligen Europa zusammen; Italien war militärisch, politisch, kommerziell der Knotenpunkt; wenn das Kaisertum keine Phrase sein sollte, dann mußte vor allem Italien wieder den Deutschen gehören, — aber gerade dieses Italien konnte das Papsttum dem Kaiser nicht lassen. Die Selbständigkeit des Papstes, d. h. also eigentlich das, was den Papst über den Bischof erhob, beruhte im Mittelalter auf der fürstlichen Macht, durch die er in Rom und in Mittelitalien gebot. Ohne seine Mauern und Burgmannen wäre der Papst zum kaiserlichen Hofkaplan herabgesunken, in der Steigerung dieser fürstlichen Macht mußte, wie die Verhältnisse einmal lagen, auch eine steigende Sicherheit dieser päpstlichen Stellung liegen, das Papsttum mußte deshalb streben, die ganze Halbinsel mittelbar oder unmittelbar unter seinen Einfluß zu bringen, und so wurden denn mit einer Art innerer Notwendigkeit beide Mächte gegeneinander getrieben, so mußte sich der Kampf beider zu einem Kampfe um Italien zuspitzen, mußte Italien zum Schauplatze jener Kämpfe werden, die schließlich die Entscheidung brachten.

Wer Friedrich I. wegen seiner italienischen Politik tadelt, wer ihm einen Vorwurf daraus macht, daß er

der Reichspolitik wieder energisch die Front nach Süden gegeben hat, wer ihm etwa das Beispiel Heinrichs des Löwen vorhält, der seiner Politik die entgegengesetzte Front, die Front nach Norden gab, der das Land östlich der Elbe endgültig germanisierte, und der damit die glänzende Zukunft, zu der sich diese slavischen Kolonialländer als bestimmt erwiesen, begründete, der geht arg in die Irre. Auch die historischen Bildungen sind Gesetzen unterworfen, und so wenig wie das Fallgesetz sich jemals ändern kann, so wenig konnte die kaiserliche Macht, solange sie überhaupt noch Macht war, sich anders äußern, als in universalem Sinne, und da war Italien das gegebene Objekt.

In der Poebene kreuzten sich damals alle die Welt bewegenden Interessen. Wenn die Deutschen sie hatten, dieses Glacis der Alpenfestung, dann hatten sie alles. Sie war ihnen verloren gegangen und sie mußten sie wiedergewinnen.

Die Poebene war nun den Deutschen verloren gegangen durch eine politische Neubildung, welche in einem Gegensatze, wie er schneidender nicht denkbar war, zu allem stand, worauf die Machtbildung der Staufer beruhte.

Die staufische Machtbildung beruhte auf der feudalaristokratischen Ordnung, und diese Ordnung hatte auch früher in Oberitalien bestanden, sie war aber von innen heraus zerstört worden durch das Städtetum. Unter dem Einfluß der Steigerung des Handels und des Verkehrs hatten sich zuerst in Italien die städtischen Ansiedelungen zu blühenden volkreichen Gemeinwesen herausgebildet. Sie hatten die Regierungsrechte den

Bischöfen und Grafen entrissen und hatten sich das platte Land ringsum unterthan gemacht. Der Adel hatte sich gezwungen gesehen, in diese städtischen Gemeinwesen einzutreten, und so war denn der größere Teil Oberitaliens mit größeren und kleineren städtischen Republiken nach Art der antiken Stadtstaaten bedeckt, in denen das Volk die Quelle der politischen Gewalt war und in denen die Verwaltung in den Händen gewählter Konsuln lag.

Vom Standpunkte des Kaisers und der Seinigen, die noch dazu aus einer Welt kamen, die wirtschaftlich um hundert Jahre zurück war, in der noch beinahe ungebrochen die Naturalwirtschaft herrschte, war dieser ganze Zustand einfach unverständlich, unmöglich und von vornherein verurteilt. Die Idee von der Kaisermacht als der einzigen legitimen Rechtsquelle und die Vorurteile eines kriegerischen Adels, wie sie in Deutschland herrschend waren, kamen zusammen, um jene eigentümliche, aus Zorn und Verachtung gemischte Stimmung zu erzeugen, die den Lombarden gegenüber von vornherein herrschte. Mit seltsamem Befremden bemerkte man, daß die Heere dieser Lombarden aus Handwerkern, Krämern und ähnlichem gemeinen Volke bestanden, und es ist bezeichnend für diese ganz und nur von dem starren Legitimitätsprinzip und von der Ueberlieferung beherrschten Kreise, daß ganz ernstlich der Versuch unternommen wurde, diese ganze Entwicklung rückgängig und die lombardischen Städter wieder zu Bauern zu machen. Als die mächtigste der Kommunen, Mailand, zerstört war, wurden die Bewohner in Dörfern angesiedelt.

Freilich, um was es sich hier eigentlich handelte, das mußten Friedrich und die Seinen doch aus der todesmutigen Hingabe der Lombarden an ihre Sache und aus dem schließlich gar nicht zu überwältigenden Widerstande erfahren. Das waren keine Kämpfe, wie sie die deutschen Ritter gewöhnt waren: mit den streitbaren Lombarden waren Ideen im Bunde, die hindurch wollten, Ideen, die sich als bestimmt erwiesen, die eigentlichen Träger der europäischen Kultur zu werden. Es waren die Ideen der bürgerlichen Freiheit und der Volksfreiheit. In den italienischen Kommunen war der mittelalterliche Ständestaat überwunden, und nun stand diese neue Ordnung gegen die alte, es war insofern gewissermaßen der Kampf des mittelalterlichen tiers état um seine Existenzberechtigung, — und der Kampf der Lombarden gegen die deutschen Ritterheere bedeutete zugleich den Kampf eines Volkes, das frei sein will; es war der nationale Gedanke, der sich darin äußerte, und dieser Gedanke war genau so unvereinbar mit den eigentlichen Zielen der staufischen Politik, wie der republikanische Gedanke, stand dazu in einem genau so unversöhnlichen Gegensatze.

Die Universalmonarchie muß immer und überall dem Bestreben, das auf Geltendmachung der volklichen Zusammenhänge hingeht, schroff entgegentreten, denn dieses Bestreben zerstört die Grundlage ihres Daseins. Das Kaisertum Napoleons I. war ernstlich bedroht erst von dem Augenblicke an, da sich die nationalen Instinkte regten, die so lange geschlummert hatten; diese Instinkte sehen wir nun zum erstenmal recht kräftig in die Erscheinung treten in Reaktion gegen die kaiserliche Re-

staurationspolitik der Staufer, gegen ihre universalen Herrschaftspläne, wir sehen sie vertreten durch die innerhalb der einzelnen nationalen Gebiete emporgesproßten bodenständigen und nach Selbständigkeit ringenden Gewalten: in Italien durch die Kommunen, in Frankreich und England durch das Königtum. Es standen sich also in Wahrheit zwei Welten einander gegenüber: auf Städtefreiheit und dem nationalen Gedanken beruht die Entwicklung unserer modernen Welt, — es kämpften in Wahrheit vor den Mauern von Crema und Mailand Mittelalter und Neuzeit miteinander, — ein Sieg Friedrichs hätte Stillstand, Erstarrung bedeutet, der Sieg seiner Gegner bedeutete Fortschritt, Entwicklung, und es ist nun nichts wunderbarer, als die Thatsache, daß wir im Bunde mit diesem Fortschritte, im Bunde mit den Ideen, durch die das Mittelalter innerlich überwunden wurde, den Papst Alexander III. sehen, den Friedrich I. zwanzig Jahre lang auf Tod und Leben bekämpft hat; noch einmal also — freilich zum letztenmal — sehen wir das Papsttum als die Schutz- und Schirmgewalt derjenigen politischen Gedanken, denen die Zukunft gehörte.

Die universalen Herrschaftspläne Friedrichs waren es, die dem Papsttum seine Mittelstellung wieder gaben. Sie scheuchten ihm alles zu, was von jenen Plänen bedroht war, und als die überlegenen Waffen Friedrichs den Papst zur Flucht zwangen, da wurde ihm Frankreich wieder zum Asyl und befestigte sich auf diese Weise jene Bundesgenossenschaft, ohne die das mittelalterliche Papsttum nicht zu denken ist. Dasselbe Frankreich, das die cluniacensischen Ideen erzeugt hatte, das Frankreich,

von dem aus der Ruf zum ersten und zweiten Kreuzzug erschollen war, das dem Papsttum also das Schwergewicht der begeisterten Massen geliehen hatte, dasselbe Frankreich bot jetzt wieder, wie einst zur Zeit der Longobarden, eine Zuflucht. Das französische Königtum, das im Anschluß an die Kirche groß geworden war, das bot ihm jetzt die moralische und materielle Unterstützung, ohne die Alexander III. vielleicht verloren gewesen wäre.

Der geschlossenen Reihe der Gegner, denen sich auch noch England, ja Byzanz zugesellten, vermochte Friedrich auf die Dauer nicht zu widerstehen. Als er von den verachteten Lombarden bei Legnano aufs Haupt geschlagen war, mußte er erkennen, daß er auf dem bisherigen Wege nicht weiter komme: er vertrug sich daher mit den Lombarden und fand sich dazu bereit, in Venedig den Papst anzuerkennen, zu dessen Beseitigung er so lange alle Machtmittel des Reiches aufgeboten hatte. Die deutsche Kaisermacht erlebte ein zweites Canossa, genau hundert Jahre nach dem ersten. Allein so peinlich die Niederlage auch immer war, sie war nicht im entferntesten vernichtend, denn eine der Hauptforderungen, seine Verbindung mit dem deutschen Episkopat, behauptete Friedrich in dem Friedensschlusse, und daß der Friede nicht eine Preisgabe der großen, universalen Ziele seiner Politik bedeutete, das beweist seine Haltung in der Folgezeit. Nur mit den Mitteln wechselte er, die Richtung, die eigentlich imperiale Tendenz blieb bestehen, ja sie trat als solche recht eigentlich erst hervor, als es ihm gelang, sich in den Besitz zweier Positionen des Gegners zu setzen, durch die er sich und seinem Hause eine geradezu überwältigende Stellung sicherte.

Er gewann nämlich erstens durch die Vermählung seines Sohnes mit der Erbin von Sizilien und Neapel die Aussicht auf den Erwerb dieses blühenden Normannenreiches, das durch seine Lage im Zentrum des Mittelmeeres so recht ein Schemel war für die Füße eines Weltherrschers, dessen Beherrscher sich schon seit geraumer Zeit als die Anwärter des byzantinischen Cäsarenthrones betrachteten, das also eine Fülle stolzer Ueberlieferungen in sein Haus brachte, — und kurze Zeit später bot sich ihm zweitens Gelegenheit, noch in eine andere Position des Papsttums einzutreten, als nämlich Jerusalem in die Hände der Ungläubigen gefallen war, als dadurch ein neuer Kreuzzug wünschenswert wurde. Friedrich Barbarossa erklärte sich jetzt in rascher Entschließung bereit, auszuziehen, um das heilige Grab dem Sultan Saladin wieder zu entreißen. Die große Angelegenheit der Christenheit geriet damit in seine Hände: Wenn unter der Aegide des Kaisers Jerusalem, die heilige Stadt der Christenheit, wieder zurückerobert wurde, dann waren die Kaiser hier die Herren und Meister, dann ward der Schutz der Kreuzkolonie kaiserliche Sache, dann war das Ziel erreicht. Wir wollen gerne glauben, daß die fromme Hoffnung auf jenseitige Belohnung ihn dazu antrieb, allein mindestens ebenso stark war die Erwägung, daß das Kreuz ihm auch schon im Diesseits unvergleichliche Aussichten bot. War doch das schon ein nicht zu unterschätzender Vorteil, daß die Kreuznahme ihn feite gegen jede weitere etwa feindliche Absicht des Papstes: dem frommen Kreuzträger gegenüber war die Kurie wie gelähmt, und wenn wir daran denken, daß Friedrich als seinen Vertreter im Abendlande seinen

Sohn Heinrich zurückließ, den er selber als Cäsar bezeichnete, so werden wir verstehen, daß der Kreuzzug thatsächlich nur im Zusammenhange seiner universalen Herrschaftspläne recht zu begreifen ist.

Die päpstliche Stellung war damals von allen Seiten her unterwühlt: die Leitung der auswärtigen Politik der Christenheit dem Islam gegenüber drohte dem Papste aus den Händen zu gleiten, seine Stellung als oberstes Haupt der Kirche mußte Schaden leiden, wenn die Staufer ihre Pläne durchsetzten, in seiner fürstlichen Selbständigkeit war er vernichtet, wenn der feste Rückhalt des unteritalischen Königreichs fortfiel, wenn derselbe Herrscher in Ober- und Mittelitalien als Kaiser, in Unteritalien als König gebot. Und diese Bedrohungen nun, sie schienen zur Wirklichkeit werden zu wollen, als Friedrich I. in den eisigen Fluten des Saleph seinen Tod gefunden hatte und der bisherige Cäsar dadurch zur Imperatorenwürde berufen wurde. Die deutsche Geschichte des Mittelalters kennt keinen Kaiser, in dem der Drang zur Allmacht in einer solchen Stärke entwickelt ist und sich mit einer solchen heißen Ungeduld äußert, wie in diesem Heinrich VI. Düster und furchtbar schreitet er durch die Lande, mit eherner Faust, mit unbarmherziger Härte wirft er alles vor sich nieder, Süditalien zwingt er das harte Joch der deutschen Fremdherrschaft auf, unbekümmert um die dumpfe Gärung in der ganzen Halbinsel, um die spröde Zurückhaltung der deutschen Fürsten drängt er immer weiter, er sieht nicht den Abgrund der Empörung, der sich vor ihm aufthut, schon reckt er den Arm aus, um das gleißende Phantom der Allherrschaft zu erhaschen, —

da, in diesem Augenblicke der höchsten Spannung, wechselt plötzlich kaleidoskopisch das Bild: ein jäher Tod rafft Heinrich dahin, er hinterläßt nur einen dreijährigen Knaben, das Reich ist also verwaist, der kaiserliche Name ohne Träger, — und in diesem welthistorischen Augenblicke besteigt Innocenz III. den Stuhl Petri, der herrschgewaltigste der mittelalterlichen Päpste, und ihm gelingt es, mit sicherem Griffe zu erfassen, was die Staufer vergebens zu erjagen trachteten. Es gelang ihm, was den Staufern mißlungen war, weil die Herrschaft des Papsttums damals die leichter zu ertragende war. Das Kaisertum war an eine Nation gefesselt und konnte daher bei allen anderen Nationen nur als eine Zwingherrschaft auftreten, mußte wenigstens als eine solche erscheinen; es mußte regelmäßig eine Welt des Widerstandes gegen sich aufrufen, wenn es sich durchzusetzen versuchte, das Papsttum verletzte das nationale Selbstgefühl und die nationalen Sondergewalten nicht, damals noch nicht, und seine Herrschaft vermochte sich durchzusetzen: gerade die nationale Bewegung, die Heinrich VI. in Italien gegen sich und die Deutschen heraufbeschworen hatte, gerade sie war es, die Innocenz den mächtigen Hebel darbot, mit der er die eine Säule der deutschen Kaisermacht, die Verfügung über Italien, zum Sturze brachte. Als eines der Häupter der italienischen Nation, als Italiener, stellte sich Innocenz an die Spitze der antideutschen Entrüstungsliga, und in raschem Anlauf wurden die Vertreter der deutschen Kaisermacht aus dem Lande gedrängt. Es war damals nicht das erste und nicht das letzte Mal, daß sich das Papsttum als italienische

Gewalt fühlte. Daß es gelegentlich die Fremden selber ins Land gerufen hatte, hinderte das Papsttum durchaus nicht, sich zu Zeiten an die Spitze einer nationalen Abwehrbewegung gegen fremde Gewalten zu stellen. — Als Innocenz so wieder Herr im eigenen Hause geworden war, benutzte er den Thronstreit in Deutschland, um auch die andere Säule des staufischen Kaisertums, die Verfügung über den deutschen Episkopat, zu zertrümmern, den Investiturstreit endgültig zu Gunsten der römischen Kurie zu beenden und damit die deutsche Kirche der universalen Kirche einzugliedern und der römischen Kirche zu unterwerfen.

Indem aber Innocenz III. der Zerstörer der staufischen Kaisermacht ward, wurde er auch zugleich ihr Erbe. Was Heinrich VI. gewollt hatte, er vollendete es. Und damit erkennen wir wieder die fundamentale Wesensgleichheit beider Gewalten: was ein jäher Bruch zu sein scheint, war in Wahrheit nur eine Fortsetzung. Ein Bedürfnis war ein die ganze Christenheit überragender Herrscher, eine führende Gewalt; diesem Bedürfnis kam das Papsttum besser entgegen als das Kaisertum, und darum mußte der große Kampf zu Gunsten des geistlichen Oberhauptes entschieden werden.

Und sollen wir darüber trauern? Sollen wir dem Schicksal grollen, daß es die Pläne der Hohenstaufen durchkreuzte? Wäre es wirklich zu wünschen gewesen, daß Friedrich I. oder Heinrich VI. triumphiert hätten?

Es scheint, daß das allgemeine Urteil dazu geneigt ist, die Frage zu bejahen. Allein dieses Urteil ist nicht ganz frei. Es ist zu sehr beeinflußt von dem mythischen und von dem poetischen Barbarossa. Es ist beeinflußt

von dem Mythus von dem Zauberschlafe, den Friedrich Barbarossa schlafen sollte in dem Kyffhäuser, und von der unlöslichen Verbindung, die dieser Mythus in den Zeiten der nationalen Erwartung mit dem nationalen Einheitsgedanken eingegangen war. Seitdem diese Verbindung in dem bekannten Rückertschen Gedichte eine glückliche Prägung erfahren hatte, seitdem man zu singen und sagen angefangen hatte von dem Stuhle elfenbeinern, dem Tische marmelsteinern und von des Reiches Herrlichkeit, die er mit sich genommen habe, seitdem hat das geschichtliche Bild Friedrichs I. eine gewisse Beeinflussung erfahren. Die Verbindung, die der Mythus mit dem nationalen Einheitsgedanken eingegangen war, drängte sich auch der Geschichte, auf und man geriet ganz unwillkürlich dahin, in dem rotbärtigen Friedrich einen Vorkämpfer der deutschen Einheit zu verehren.

Demgegenüber ist es doch vielleicht gut, daran zu erinnern, daß das Reich, um das es sich für Friedrich I. handelte, mit unserem heutigen auch nicht das geringste zu thun hat. Unser heutiges Reich ist entstanden aus denjenigen Bildungen, die sich in Gegnerschaft gegen das alte entwickelt haben, es ist daher etwas grundsätzlich Verschiedenes, und es geht streng genommen nicht an, auch nur von einer Wiedererstehung des Reiches zu reden. Unser heutiges Reich ist national, das Reich Friedrichs war hingegen, wenigstens der Idee nach, ein Weltreich nach Art des Imperium Romanum.

Wäre Friedrich Barbarossa wirklich wiedergekommen, so hätte er sicherlich nichts anderes thun können, als zunächst, wie etwa Napoleon I., unsere eigene nationale Verfassung zu vernichten, ebenso wie die übrigen natio-

nalen Bildungen. Denn trotz seines roten Bartes und trotz seiner blauen Augen war er als Kaiser ein Vertreter der durch und durch romanischen Idee von der staatlichen und kulturellen Welteinheit.

Das Kaisertum Friedrichs I. steht zu unserem modernen nationalen Staatswesen genau in dem Widerspruche, in dem etwa das Papsttum steht. Es ist gerade so wie das Papsttum eine universale Gewalt, erstrebt gerade so wie das Papsttum eine geistlich-weltliche Allgewalt, und muß genau so wie das Papsttum in dem nationalen Staatswesen mit seinem Anspruch auf vollkommene Freiheit der Bewegung eine grundsätzlich genommen feindselige Bildung sehen. Der Unterschied in der Beurteilung kommt nur daher, daß das mittelalterliche Kaisertum verschwunden ist, das Papsttum aber nicht.

V.

Der Entscheidungskampf.

In einer deutschen Chronik des dreizehnten Jahrhunderts wird erzählt, daß Papst Innocenz III. nach seinem Tode keine Ruhe habe finden können, daß vielmehr seine Seele, umhüllt von den Flammen des Fegefeuers, auf der Erde wieder erschienen sei, und daß ein Dämon sie unter Rutenschlägen verfolgt habe durch die Lande, bis sie schließlich am Fuße des Kreuzes angelangt sei. Dort habe sie dann mit großem Geschrei die Fürbitte der Gläubigen angerufen.

Wir haben in dieser Erzählung einen Niederschlag dessen, was man sich damals in den Kreisen derer, die es ernst meinten mit der Kirche, in die Ohren raunte.

In der That, die Regierung Innocenz III. war ja glänzend, allein gerade eben deshalb trat unter ihm auch zum erstenmal recht deutlich hervor, in welche Widersprüche sich die Kirche verstrickte, wenn sie sich weiter in das Kaisertum hinein entwickelte. Es war gewiß imposant und ist imposant, zu sehen, wie Innocenz den Königen der Welt gebot, wie sich die Beherrscher von England, Schottland, Aragonien, Frankreich seinen

Geboten fügten, wie er in Deutschland erst seinen Schützling Otto IV. zur Anerkennung brachte, wie ihn dann sein bloßes Wort wieder stürzte, wie unter ihm, nachdem das oströmische Kaisertum zusammengebrochen war, das Ansehen des päpstlichen Stuhles sich zum erstenmal auch über den Osten Europas erstreckte, wie dann in dem vierten Laterankonzil die Einheit der Christenheit in einer Versammlung zum Ausdruck kam, wie sie die Welt bis dahin noch nicht gesehen hatte, wie sich in diesem Konzile, das unter dem Vorsitze des Papstes tagte, eine Art europäischen Parlamentes darstellte, in dem alle die großen Fragen, die die europäische Menschheit betrafen, zur Verhandlung und zur Erledigung kamen: es war in der That niemals seit den Zeiten des Imperium Romanum Europa so sehr eine Einheit, Rom so sehr wie in diesem Augenblicke der Mittelpunkt der Welt gewesen, allein, — wie paßte das alles zu dem Wesen dessen, in dessen Namen alle diese Herrlichkeit entfaltet und alle diese Herrschaft ausgeübt wurde, wie paßte es zu dem, der gesagt hatte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt"!? Wie paßte der Pomp, der sich in Rom wieder um den Statthalter Christi entwickelte, zu der demütigen Gestalt Christi selber, wie die dreifache Krone des Papstes zu der Dornenkrone?

Wo waren die Zeiten hin, da die Kirche von der weltlichen Gewalt unterthan gemacht worden war, da sie eingespannt worden war für weltliche Dienstleistung, und da sie im heißen Idealismus die Forderung erhoben hatte, aus dieser weltlichen Verstrickung befreit zu werden? Die Befreiung war erfolgt, und nun war in beinahe tragischer Entwicklung gerade diese Befreiung

verhängnisvoll geworden. Gerade die Loslösung der Kirche aus den Banden der Welt hatte die Kirche in diese Weltlichkeit hineingeführt! Schon Bernhard von Clairvaux hatte die Gefahr erkannt und hatte gewarnt. Er hatte mit Entsetzen gesehen, daß die freie Kirche sich zur hierarchischen Kirche entwickeln müsse, er hatte seine Warnerstimme erhoben, aber er war nicht gehört worden, seine Stimme so wenig, wie die Stimme derer, die ihm folgten. Es war doch ein gewaltiges Mene Tekel, jene Predigt des Arnold von Brescia in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, der die Ansicht verkündete, und zwar unter dem Beifall der Massen verkündete, daß die Kirche, wenn sie gesund und die echte Kirche Christi bleiben wolle, den weltlichen Besitz aufgeben müsse und wieder arm werden müsse: das Mene Tekel ward nicht beachtet, der arme Mensch mußte seine Lehre mit dem Tode am Galgen büßen, sein Leichnam ward verbrannt und seine Asche in die Tiber zerstreut, aber wenn man ihn auch töten konnte, den Gedanken konnte man nicht töten, der Gedanke war einmal ausgesprochen, und da er die Wahrheit enthielt, so konnte er nun auch nicht mehr verschwinden. Er verbreitete sich in dem Maße, in dem die Kirche mehr und mehr in die Welt hineinwuchs, in dem sie in dem Getriebe der weltlichen Dinge an innerer Kraft verlor, an eigentlich beseligender Kraft, je mehr sie zugleich in dem Kampfe mit den Fürsten und Herren selbst aristokratisch und herrisch wurde, je mehr sie damit die eigentliche Fühlung mit den Massen verlor.

Es kam schließlich dahin, daß die Massen dem offiziellen Kirchentum, das nur forderte und nichts mehr

gab, gleichgültig den Rücken wandten, daß sie denen anhingen, die die Entartung des Klerus offen zu brandmarken wagten, die den Massen nicht hochmütig und herrisch gegenübertraten, sondern mit Teilnahme und Verständnis, die sich selber des Besitzes entäußerten, die arm wurden wie die, die ihren Anhang bildeten, die mit einem Worte das asketische Lebensideal wieder zur Wirklichkeit machten, die das Elend und die Not und die Entbehrung durch ihr Beispiel und das Beispiel Christi adelten und dadurch erträglich machten. Die soziale Frage trat dem herrschenden Kirchentum in dem Wiederaufleben der asketischen Schwärmerei drohend entgegen.

Allein die Kirche hat es stets verstanden, von ihren Gegnern zu lernen. Sie erwies sich auch hierin als eine Erbin des Römertums, das den Gottheiten der Besiegten in Rom selber eine Stätte der Verehrung einräumte. Sie sanktionierte also und disziplinierte die religiöse Schwärmerei, indem sie die neuen Mönchsorden der Dominikaner und Franziskaner schuf, d. h. jene Orden, die so recht Armeleuteorden zu werden bestimmt waren, indem sie das Armutsideal in buchstäblichem Sinne zur Verwirklichung zu bringen sich vornahmen. und vom Bettel zu leben beschlossen. Diese Orden boten sich allen denen zur Aufnahme dar, die in der Weltentsagung das Wesen des Christentums sahen. Die Kirche bahnte auf diese Weise einen Ausgleich mit dem kirchlichen Radikalismus an, aus dem ihr selbst ganz unendlicher Vorteil erwuchs. Das asketische Ideal als das einzige Ideal aufzustellen, wie sie einst gethan hatte, in den Zeiten der religiösen Reform, dazu konnte

sich die triumphierende Weltkirche nicht mehr herbeilassen, aber sie bekämpfte es doch auch nicht, sie machte Franz von Assisi zum Heiligen und zähmte durch dieses kluge Entgegenkommen den gewaltigen Strom der religiösen Leidenschaften für die eigenen Zwecke. Die Mönchsorden der Bettelmönche stellten dem Papsttum die Armee, mit dem es die Entscheidungsschlacht gegen das Kaisertum schlug.

Allerdings gelang es nicht, alle diejenigen, die der Kirche verloren waren, wieder zurückzugewinnen. Es blieb immer noch ein starker Bodensatz von Elementen, die dem herrschenden System widerstrebten, Elementen sehr verschiedener Natur, in denen so etwas wie religiöser Anarchismus steckte, und in denen echte Reformgedanken vertreten waren. Diese Elemente fanden sich namentlich in den geistig fortgeschrittensten Gebieten des damaligen Europa, in Oberitalien, der Heimat der bürgerlichen Selbständigkeit, und in Südfrankreich, der Heimat der Troubadours. Es kam hier zu Gemeindebildungen, die sich von der allgemeinen Kirche fern hielten, der Meßdienst verödete, es bildete sich das, was die Kirche zusammenfaßt unter dem Namen der Ketzerei. Mochte auch mancherlei giftiges Kraut hier unter dem Schutze der Dunkelheit wuchern, im ganzen und großen liegt doch in dieser sogenannten Ketzerei der Ausdruck des Anspruches der Menschen, die Beziehungen zur Gottheit selber zu regeln, allein diesem Anspruche gegenüber hatte die damalige römische Kirche kein anderes Mittel, als dasjenige, das das römische Reich den Christen gegenüber angewandt hatte; das Mittel hieß: Gewalt. Die mittelalterliche Kirche unterschied nicht: was sich

nicht fügte, wurde verbrannt. Sie prägte damit ihrer Herrschaft selber zum erstenmal den Stempel einer Gewaltherrschaft auf und setzte sich damit offen in einen unlöslichen Widerspruch auch zu der Sittlichkeit. Denn indem das Papsttum sich gezwungen sah, die Ausrottung der Ketzerei als das Losungswort auszugeben, den Bürgerkrieg unter der Form der Kreuzpredigt gegen die Ketzer zu einer dauernden Einrichtung zu machen, ging es einen Bund ein mit den fürchterlichsten Dämonen der menschlichen Brust, mit dem Haß, der Habgier, dem Blutdurst und dem Fanatismus; wie die apokalyptischen Reiter rasten diese Dämonen, als der Kreuzkrieg erklärt war, gegen die unglücklichen Albigenser, über das südliche Frankreich hin und verwandelten das blühende Land in eine Trümmer- und Schädelstätte.

Und so schaudervoll diese Dinge sind, — wenn man gerecht bleiben will, muß man anerkennen, daß die leitenden Männer, z. B. Innocenz III. selber, weder eigentlich herrschsüchtig noch blutgierig waren, aber sie konnten nicht anders, es lag im System. Aus dem Herrschbesitz erfolgte die Herrschverpflichtung. Die Macht der Konsequenz trieb sie unwiderstehlich vorwärts, immer weiter in die verhängnisvolle Bahn der Verweltlichung und damit in eine Bahn, die schließlich zur Selbstauflösung, d. h. zu einer Zerstörung der Grundlagen führen mußte. Auch der letzte Kampf mit dem Kaisertum, der Kampf mit Friedrich II., war nicht zu vermeiden, allein er förderte gerade wieder besonders den Prozeß der Selbstauflösung, es war ein Circulus vitiosus, dem nicht zu entrinnen war: die Pyramide konnte nur immer höher getürmt werden, indem die

Steine aus den Fundamenten herausgenommen wurden, und so mußte die Gefahr des Einsturzes wachsen, je höher der Machtbau selber wuchs.

Friedrich II., der Sohn Heinrichs VI., war bei diesem Kampfe nicht der Angreifer. Er war kein Welteroberer, wie es sein Vater sein wollte, er überließ die Weltherrschaft dem Papste, erkannte auch die Suprematie des Papstes an, er wollte nur das Erbe seines Hauses erhalten. Darin lag allerdings beinahe unausweichbar der Keim eines Konfliktes mit der Kurie. Denn in der Erhaltung des staufischen Erbes lag auch die Richtung auf die politische Einigung Italiens, und diese Einigung war die Kurie fest entschlossen, niemals einer anderen Macht zu überlassen. Man hatte einmal in Rom gezittert vor der Verbindung, die das Kaisertum und die Herrschaft über Neapel und Sizilien in eine Hand gelegt hatte, man wollte diese Verbindung um keinen Preis sich wiederholen lassen.

Das Verhängnis wollte nun, daß sich dieselbe doch wiederholte, und zwar gerade unter Friedrich II.!

Als Innocenz III. Friedrich von Sizilien und Neapel zum Gegenkönig Ottos IV. und damit zum künftigen Kaiser erkoren hatte, hatte er sich von Friedrich einen feierlichen Eid schwören lassen, daß er, sobald er in Deutschland anerkannt wäre, das unteritalische Doppelkönigtum seinem Sohn geben würde. Friedrich hatte diesen Eid geschworen, er hat ihn aber gebrochen: er hat das herrliche, blühende, reiche Sizilien seinem Sohne nicht gegeben, er hat es selber behalten.

Zu verdenken war es ihm nicht, denn in Deutschland war für ein starkes Königtum thatsächlich kein

Platz mehr, von hier aus war das Kaisertum nicht mehr zu halten. Es war zu begreifen, daß Friedrich die einzige Machtstellung, von der aus das Kaisertum noch zu halten war, daß er Italien nicht aus der Hand geben wollte, allein er hatte es versprochen, und ein Unrecht war es unzweifelhaft, daß er das Versprechen nicht hielt, wenn es nicht vielleicht andererseits auch ein Unrecht war, daß ihm Innocenz ein Versprechen abgenommen hatte, das er nicht halten konnte. In dieser Verkettung liegt nun die Ursache aller weiteren Ereignisse.

Getreu dem obersten Grundsatz der päpstlichen Politik, in Italien ein Gleichgewicht der politischen Machtbildungen zu erhalten, knüpfte das Papsttum, dem das sizilische Lehenskönigtum durch die Verbindung mit dem Kaisertum für seine Zwecke verloren gegangen war, eine neue Verbindung, oder erneuerte vielmehr eine alte, nämlich es knüpfte eine innige Verbindung mit dem Lombardischen Städtebunde, der in Rebellion gegen den Kaiser war. Diese Verbindung, an der das Papsttum unbeirrbar festgehalten hat, sollte einen Ersatz für den fehlenden Rückhalt in Süditalien bilden, war aber für Friedrich II. ein ganz unerträgliches Hindernis, das er von Anfang an auf seinen Wegen gefunden hat, das er unter allen Umständen beseitigen mußte, das er aber nicht wagte, offen zu bekämpfen, da er den Kampf mit dem Papsttum durchaus zu vermeiden suchte, da er auch ganz ernstlich an die Möglichkeit geglaubt zu haben scheint, sein Ziel auch auf diplomatischem Wege zu erreichen. Er kannte nur zu gut die Machtmittel der Kurie und fürchtete sie. Er fügte sich deshalb auch in das päpstliche System,

nicht etwa, weil er ihm innerlich ergeben gewesen wäre, sondern aus politischer Berechnung. Einen Punkt des päpstlichen Programms, die Ketzerverfolgung, übernahm er sogar aus innerer Ueberzeugung. Die Ketzer erschienen ihm politisch als gefährlich, die Ketzerverfolgung als ein bequemes Mittel, die politischen Gegner zu vernichten, und so hat denn Friedrich II. in blutgierigen Erlassen gegen die Ketzer mit den Päpsten gewetteifert. Da die lombardischen Kommunen voller Ketzerei steckten, so rechnete Friedrich II. mit der Möglichkeit, den Papst schließlich zu einem Vorgehen gegen diese Brutstätten politischer und religiöser Opposition fortreißen zu können und damit also sein Ziel zu erreichen, allein er rechnete falsch. Dem Papste waren seine eigenen politischen Ziele wichtiger als selbst die Erhaltung der kirchlichen Einheit, und so wich er dem Drängen des Kaisers beharrlich aus, und weil denn nun keiner seine eigentlichen Pläne eingestehen will, weil einer den anderen zu Unternehmungen mit fortziehen will, die dem anderen eigentlich widerstreben, weil einer den anderen in den eigenen Schlingen zu fangen sucht, daher kommt in das Verhältnis der beiden zu einander in den zwanziger Jahren jener durch und durch unwahre Ton, jener Zug der Heuchelei, ja der Ironie, die das Verständnis so unendlich erschweren. Friedrich war allerdings mehr in dem Zwange, heucheln zu müssen, denn seine Stellung war entschieden die schwierigere. Er war als König von Neapel und Sizilien päpstlicher Lehensmann, und der Papst konnte ihm also in der doppelten Eigenschaft als Primas der Kirche und als Lehensherr Weisungen geben, er war ferner als Kaiser

dem Papste gegenüber zur Rücksichtnahme verpflichtet, — wenigstens fand Friedrich diese abhängige Stellung vor und war zunächst darauf bedacht, nicht offen dagegen Einspruch zu erheben, Friedrich war aber persönlich von maßlosem Selbstgefühl erfüllt, das mit den Jahren wuchs und das zu verbergen ihm immer schwerer ward. Er widerstrebte daher innerlich allen derartigen päpstlichen Zumutungen, und er entzog sich ihnen auch, solange es irgend ging, schließlich fügte er sich meistens aber doch, weil er an der Hoffnung festhielt, wenn auch auf Umwegen, seine Ziele endlich zu erreichen. So fügte er sich denn auch zuletzt dem Wunsche des Papstes, daß er einen Kreuzzug unternehmen möge zur Wiedereroberung Jerusalems. Friedrich hatte von sich aus nicht das geringste Interesse an einem Kreuzzuge, das heilige Land war ihm völlig gleichgültig, den Titel eines Königs von Jerusalem führte er schon seit seiner Vermählung mit Jolanthe, der Tochter Walters von Brienne, der sich selber König von Jerusalem nannte und nun sehr empört über seinen Schwiegersohn war, daß er ihm diesen Titel, von dem er eigentlich ausschließlich lebte, da er daraufhin fortwährend Schulden machte, einfach abnahm, — die Lombarden weigerten ferner nach wie vor die Anerkennung, er hatte also Grund genug, in Italien zu bleiben, aber trotz alledem unternahm er schließlich zur großen Genugthuung des Papstes 1227 doch die Fahrt. Aber er hatte kaum die Küste verlassen, so kehrte er auch schon wieder um: eine verheerende Krankheit, hieß es, sei auf den Schiffen ausgebrochen, der Kaiser sei selber davon erfaßt und liege nun schwer danieder. Als das der Papst hörte, da brach die mächtige Leidenschaft

dieses Mannes — es war Gregor IX. — ungezügelt hervor. Es war ja freilich diese Kreuzfahrt schon seit zwölf Jahren versprochen worden, seit dieser Zeit von einem Jahre zum anderen verschoben, mit allen möglichen Ausflüchten hingezögert worden, es sah ja wirklich so aus, als ob der Papst offen verhöhnt werden sollte, allein ohne zu untersuchen, ob das nun auch wirklich der Fall war, folgte der Papst der Eingebung des lange verhaltenen Zornes und verhängte den Bannfluch über den vermeintlich Ungetreuen. Das war nun eine Uebereilung und ein offenbares Unrecht, denn gerade mit dieser Krankheit hatte es seine Richtigkeit. Die Hoffart des Papstes, der dem Kaiser schon gar keine Rücksicht mehr schuldig zu sein glaubte, trat hier so recht grell und häßlich hervor, und Friedrich ließ sich diese Blöße des Gegners auch nicht entgehen. Er bewies vor aller Welt, wie sehr er im Rechte sei, allein er trieb es doch nicht zum offenen Bruche, er zeigte sich zur Versöhnung bereit, er unternahm, obwohl der Papst seine Anerbietungen zurückwies, die Kreuzfahrt dann doch, und er ließ sich trotz der Schwierigkeiten, die der Papst ihm während dieser Kreuzfahrt bereitete, und obwohl er bei seiner Heimkehr sein Erbland von päpstlichen Söldnern verwüstet fand, dennoch im Jahre 1230 zu dem Frieden von S. Germano herbei, der den Papst, obwohl dieser der Besiegte war, eigentlich als Sieger erscheinen läßt.

Nichts beweist so stark als ein Ueberblick über diese Thatsachen den entschieden unaggressiven Charakter von Friedrichs Politik und seine grundsätzliche Geneigth eit dem päpstlichen Stuhle gegenüber nachzugeben. Er

hatte nachgegeben in allen Stücken, nur um des Friedens willen, nur um Zeit zu gewinnen, durch eine umfassende Gesetzgebung die Macht des Königtums in seinem Erbreiche endlich in seinem Sinne festzustellen und immer in der Hoffnung, den Trotz der Lombarden dadurch zu brechen, daß er das Papsttum von ihnen abzog. Als er sich aber endlich immer und immer wieder in dieser Hoffnung getäuscht sieht, als die feindselige Haltung der Lombarden sich zu einer Gefahr für das ganze Reich auswächst, als sie der Mittelpunkt jedes anderen Widerstandes werden, als die Beherrschung der Alpenpässe, die sie ausüben, das Reich militärisch auseinanderzureißen droht, und als er nun, nachdem ihre Teilnahme an dem Aufstande seines Sohnes bewiesen ist, einen unwidersprechlichen Vorwand zum Kampf gegen sie erlangt, als er einen Sieg im offenen Felde davongetragen hat und er nun zum letzten Schlage ausholt, — da trifft ihn aufs neue der Bannstrahl.

Die Gründe, die der Papst für seine Entscheidung anführte, verhüllen nur schlecht die Thatsache, daß die Entscheidung kein Rechtsspruch war, sondern ein Machtspruch: es war unverrückbarer Grundsatz der Kurie, die Vereinigung Italiens in einer anderen Hand als der eigenen nicht zu dulden. Da nach dem Siege des Kaisers bei Cortenuova die Gefahr vorlag, daß der Kaiser jetzt dies Ziel doch erreichte, so trat die Kurie offen auf die Seite seiner Gegner, warf das unwiderstehliche Gewicht des Bannfluches in ihre Wagschale, bewaffnete aufs neue den Arm der Rebellion und maßte sich damit das Recht an, dem Kaiser auf seinem Siegeslaufe Halt zu gebieten. Fügte er sich

nicht, dann war ihm der Fehdehandschuh hingeworfen, und diesmal nahm Friedrich den Fehdehandschuh auf. Er hatte eine übermenschliche Geduld in der Verfolgung seines Planes entwickelt, im Einvernehmen mit der Kurie zur Begründung seines Ansehens auch in Oberitalien zu gelangen, jetzt stellte sich heraus, daß dies erstens nicht möglich sei, und daß zweitens die dienende Stellung, wie sie das Kaisertum neben der Kurie einnehmen sollte, unverträglich war mit den Lebensinteressen des Fürstentums überhaupt, mit der Idee des Fürstentums. Wenn jetzt Friedrich den Kampf aufnahm, dann nahm er ihn als einen Daseinskampf auf. Es hatte sich ihm gezeigt, daß die weltlichen Interessen des Papsttums auf der Halbinsel Italien unversöhnlich seien mit seinen eigenen Interessen, und da das Kaisertum an die italienische Machtstellung geknüpft war, so gab es nur noch ein Mittel, das Kaisertum zu erhalten, nämlich das Papsttum als weltliche Macht zu vernichten, anders war das Kaisertum überhaupt nicht zu erhalten.

In diesem Sinne führte Friedrich den ihm aufgezwungenen Kampf, und er hat ihn nun allerdings auch mit aller Wucht geführt, die Zeit der Schonung war nun zu Ende: er brach in den Kirchenstaat ein, er eroberte ihn, und er lagerte schließlich vor den Thoren Roms. Auf den Kampf um den Besitz der ewigen Stadt spitzte sich auf diese Weise der Gegensatz der beiden Gewalten zu, die beide nach ihr sich nannten. Von Rom war das Kaisertum ausgegangen, war dann von den Franken zu den Deutschen gekommen, war nun nach Italien zurückgekehrt, um sich jetzt im Kampfe um

den Besitz dieses Landes zu verbluten. Die italienische Frage hatte den Entscheidungskampf der beiden Gewalten wieder ausgelöst; die beiden Gewalten, die dazu bestimmt zu sein schienen, den inneren und den äußeren Frieden der Christenheit zu beschirmen, sie befehdeten sich nun auf Tod und Leben, und als wenn der heillose Wirrwarr noch in recht grelle Beleuchtung hätte gerückt werden sollen, erschienen damals gerade die ungezählten Horden der Mongolen an den östlichen Grenzen der christlichen Welt und bedrohten diese Welt mit einem zweiten Hunnensturme, mit einer Wiederkehr der Zeiten des Attila.

Allein die beiden Kämpfer ließen nicht nach. Auch die Kurie griff jetzt zum letzten Mittel: der Nachfolger Gregors IX., Innocenz IV., floh aus Rom, in dem er sich nicht mehr sicher fühlte, nach Lyon und berief hierher ein Konzil, und dieses Konzil sprach dann nach der Weisung des Papstes das entscheidende Wort: das Wort der Absetzung. Es war ein Moment von erschütternder Tragik, als in der Kathedrale von Lyon das verhängnisvolle Verdikt verkündet wurde, und als die Geistlichen die Kerzen, die sie in den Händen trugen, umkehrten und auf dem Boden verlöschten, zum Zeichen, daß auch Kaiser Friedrich ausgelöscht sein solle aus der Reihe der Lebendigen.

Es ist nicht möglich, sich des Anteils an dem Schicksale des Mannes zu erwehren, gegen den dieser furchtbare Spruch gefällt wurde, ohne daß man ihm auch nur die Zeit ließ, sich zu verteidigen, der nur für sein Recht eintrat und wieder für sein Recht, es ist nicht möglich, ohne innere Anteilnahme die flammenden Streit-

schriften zu lesen, in denen er versuchte, vor dem Forum der öffentlichen Meinung seine Sache weiter zu führen, und in denen er den Königen und Fürsten das prophetische Wort zurief: „Mit uns wird der Anfang gemacht, aber mit euch wird man enden." Die Anteilnahme steigert sich, wenn wir sehen, wie dieser Mann, bis an sein Ende aufrecht stehend, sich bis an sein Ende seiner Feinde erwehrte, trotz des Abfalles der deutschen Fürsten, trotz Abfalles und Verrates allerorten, wenn wir des unersättlichen Hasses gedenken, mit dem die Kurie auch nach dem Tode dieses Mannes den Kampf fortsetzte gegen das Viperngeschlecht, wie sie die Staufer zu nennen pflegte, wenn wir des heldenmütigen Manfred und seines Unterganges gedenken, und wenn wir gar des unsagbar traurigen Endes gedenken, das Konradin, der Enkel Friedrichs, auf dem Blutgerüst in Neapel fand.

Aber es ist nicht nur das rein menschliche Interesse, das uns für diese ritterlichen Kämpfer gefangen nimmt, und dessen ja an und für sich schon der Unterliegende sicher ist. Der Kampf Friedrichs II. mit der Kurie packt uns vor allem in seiner grundsätzlichen Bedeutung.

Denn Friedrich II. kämpfte seinen Kampf nicht bloß als Kaiser, sondern auch als päpstlicher Lehenskönig, und zwar drehte es sich hierbei ganz allgemein um die Loslösung der weltlichen Gewalt von dem Schlinggewächs der kirchlichen Organe, das sich ihr um die Glieder legte und ihr die freie Bewegung verwehrte. Das Einspruchsrecht, das der Papst in allen Dingen für sich in Anspruch nahm, die Privilegien, die der

Kirche von früher her zustanden, befanden sich in einem unlöslichen Widerspruche zu derjenigen Auffassung von der königlichen Würde und von der Würde und dem Begriff des Staates, wie sie aus dem Studium des römischen Rechtes erwachsen war, und wie sie sich Friedrich II. angeeignet hatte. Nach dieser neuen Auffassung war der Staat nicht bloß Exekutivgewalt für die Bedürfnisse der geistlichen Autorität, gut genug, ihr ihre Ketzer zu verbrennen, sondern der Staat war ein Gebilde, das den ganzen Menschen erfaßt, in allen seinen Aeußerungen und Interessen, das das ganze Leben zu regeln unternahm, das als eine Art zweiter Vorsehung alles bedachte, alles ordnete, alles voraussah, es war also ein Staat, in dem wirklich regiert wurde, dem ein gewisses kulturelles Ideal vorschwebte, und der sich auch fähig und berufen fühlte, dieses Ideal zu verwirklichen; es war mit einem Worte die Wiedergeburt des antiken Staates und zugleich im Keime der moderne Staat, und der erste, der diesen antik-modernen Staatsbegriff erfaßt und durchzuführen unternommen hatte, war Friedrich II. Indem Friedrich II. sein Sizilien nach seinen Ideen umgestaltete, bedrohte er nicht nur den klerikalen Gottesstaat, der sich durch alle Einzelreiche hindurch erstreckte, mit Vernichtung, sondern auch den mittelalterlichen Lehensstaat mit seiner unendlichen Vielheit von Sondergewalten. Wenn wir uns nun erinnern, daß auf einer Verbindung der Gottesstaatsidee und der Lehensstaatsidee das gregorianische Papsttum beruhte, das mit Innocenz III. zum Siege gelangt war, so werden wir erkennen, welch ein Abgrund gähnte zwischen Friedrich II. und dem Vertreter der päpstlichen Kurie,

und werden darin den einen der unausgesprochenen Gründe finden, die den Vernichtungskampf zwischen beiden Gewalten heraufbeschworen: Als Inhaber der kaiserlichen Gewalt gehörte Friedrich II. der untergehenden Zeit an, als Monarch gehörte er aber der aufgehenden Zeit an, und wenn der Kampf Friedrichs mit der Kurie der Entscheidungskampf war zwischen Kaisertum und Papsttum und insofern das Ende einer Entwicklung darstellt, so war er auch das Vorpostengefecht gegen die weltlichen Herrschaftsansprüche des Priestertums überhaupt, und war insofern der Anfang einer Entwicklung und zwar einer Entwicklung, die bis heute noch nicht zum Abschluß gelangt ist. Das Kaisertum tritt uns daher hier wieder einmal, zum erstenmal seit Karl dem Großen, als eine bahnbrechende Macht, als eine Macht des Fortschrittes entgegen, ja beinahe des Umsturzes, denn Friedrich II. schritt in politischer Beziehung zuletzt bis zu dem für die damalige Zeit unsagbar kühnen Gedanken fort, die Ideen der religiösen Opposition für seine Zwecke zu benutzen und die ursprüngliche Einfachheit und Armut der Kirche, die allein vor Entartung zu schützen schien, durch eine Säkularisation der geistlichen Güter zu sichern. Diese Ideen, sie brauchten noch lange Zeit, bis sie ausgereift waren. Unmittelbarer bahnbrechend und neuernd wirkte Friedrich II. in kultureller Beziehung. Es regte sich in ihm schon der Geist, der die große Renaissance herbeiführte, auch bei ihm ist jener charakteristische Drang schon zu bemerken, die Schranken zu durchbrechen, die dem menschlichen Geiste gesetzt sind.

Der Glaube hatte die Macht über ihn verloren, den

Lehren der Kirche stand er mit Gleichgiltigkeit, ja mit Zweifeln gegenüber, er scheint das schlimme Wort von den drei Betrügern, durch die die Welt genarrt worden sei, und womit er auf Moses, Christus und Mohammed anspielte, wirklich gesprochen zu haben, der Glaube war ihm nichts mehr, um so mehr aber war ihm das Wissen.

Er befaßte sich mit allem, was das Wissen vermitteln und vermehren konnte, hatte umfassende Sprachkenntnisse, namentlich auch die seltene Kenntnis des Arabischen, zog Gelehrte an seinen Hof, wo er ihrer nur habhaft werden konnte, arabische, französische, italienische, regte die Uebersetzungen philosophischer Werke an, die er mit Eifer studierte, trieb leidenschaftlich Mathematik, war ein überzeugter Anhänger der Astrologie, fand auch Zeit, seinem Interesse für Naturkunde nachzugehen, hielt sich eine vielbestaunte Menagerie, ließ ein Werk über Falkenzucht abfassen, — er war aber ebenso Kenner und Liebhaber der Künste, beschäftigte sich viel mit Poesie und dilettierte selber darin, sammelte mit Eifer Kunstwerke, zeichnete, baute, hielt sich Tänzer und Tänzerinnen, hatte eine eigene Musikkapelle: es ist kaum möglich, in der Kürze aufzuführen, was er alles betrieb, alles, alles zog er in den Kreis seiner Aufmerksamkeit, alles, was das Ergebnis irgend einer Art von Bildung war, oder was zu weiterer Bildung dienen konnte, Civilisation im weitesten Sinne, — er war also wie Karl der Große ein Freund der Kultur und ein Verbreiter derselben, aber nicht der christlichen Kultur, wie sie die Kirche vermittelt hatte, auf deren einigender Kraft und innerer Einheit die mittelalterliche

Civitas Dei beruht hatte, sondern der Kultur ganz im allgemeinen, sie mochte kommen, woher sie wollte. Und diese Kultur, wie er sie auffaßte, war doch auch nur eine materielle und eine intellektuelle: wie er mit dem christlichen Glauben den Glauben überhaupt verloren hatte, lief er Gefahr, mit der christlichen Sitte auch die Sitte überhaupt zu verlieren.

Er hielt sich alles für erlaubt und erlaubte sich alles. Er war gleich erhaben über Vorurteile wie über Grundsätze. Das Heiligtum der Ehe galt ihm nichts; er hielt sich einen reich besetzten Harem, der ihn auf seinen Reisen und Feldzügen stets begleitete, aus den unterworfenen Sarazenen hatte er sich eine Prätorianertruppe gebildet, die mit vergifteten Pfeilen auf seine christlichen Gegner schoß. Jedes Mittel war ihm recht, wenn es zum Ziele führte, er hob die Menschen aus dem Staube in seine Nähe und machte sie zu seinen Werkzeugen, aber zerschmetterte sie auch achtlos, wenn sie seinen Zwecken nicht mehr taugten; Lüge und Verstellung, er übte alles um seines Nutzens willen, es war deshalb auch nichts, dessen man ihn nicht für fähig hielt: es war etwas in ihm von dem Stoff, aus dem die Cesare Borgias gebildet wurden.

Und in diesem Wesen Friedrichs liegt der zweite tiefinnere Grund der unversöhnlichen Feindschaft, die ihm die Kurie widmete. Er war ihr so recht eigentlich unheimlich. Nicht bloß wegen seiner sittlichen Skrupellosigkeit, sondern besonders deshalb, weil in diesem kaiserlichen Proteus sich außer den politischen Umsturzideen auch alle anderen geistigen Elemente vereinigten, die sich später für die Universalmonarchie des Papstes

bedrohlich erwiesen, weil die Kurie in seinem Thun etwas witterte von der Morgenluft der Neuzeit. Es war also die tief innerliche Wesensfeindschaft, die den Kampf heraufbeschwor, eben diese Wesensfeindschaft bedeutete aber zugleich die Vernichtung, die Selbstauflösung der kaiserlichen Gewalt selber. Denn die Grundlage beider Gewalten war die gleiche, beide Gewalten waren vom Anfang an wesensgleich, indem also das Kaisertum unter Friedrich II. in einen grundsätzlichen Widerspruch zum Papsttum trat, trat es auch in einen solchen grundsätzlichen Widerspruch zu sich selber. Das Kaisertum war gerade so wie das Papsttum auf die Ueberlieferung und auf die Kirche gebaut, seine Herrschaft war gerade so wie das gregorianische Papsttum an das Lehenswesen geknüpft, — indem es diese Grundlagen zerstörte, zerstörte es sich selber. Und so viele Elemente des Fortschrittes das Kaisertum Friedrichs in sich schloß, ein Sieg Friedrichs hätte schließlich doch auch kein Heil bringen können. Ein Kaisertum, das auf fürstlichen Absolutismus hinsteuerte, das in der Selbstvergötterung mit dem antiken Kaisertum wetteiferte, das in der Kirche und in dem Glauben nur wertvolle Instrumente sah, um die Völker im Gehorsam zu halten, das die Ketzerverbrennung zu seinem politischen System rechnete, und das die Inquisition in Deutschland einführen wollte, ein solches Kaisertum führte geradenwegs zu dem fluchbeladenen Regimente Philipps II. von Spanien.

Wenn wir daher nur die Institutionen ansehen und nicht die Personen, so ist kein Grund vorhanden, weshalb wir der einen Sache mehr Anteil widmen sollten wie der anderen, weshalb wir der einen mehr

den Sieg hätten gönnen sollen als der anderen. Die Sache liegt eben so, daß der Sieg an und für sich, gleichviel wessen, die Begründung einer geistlich-weltlichen Allgewalt bedeutete, die als solche der abendländischen Menschheit eine Bedrohung war. Denn wohin das Vorhandensein einer solchen Allgewalt führen mußte, das lehrt ein Blick auf das oströmische Reich. Hier war Kaiser und Papst ein und dieselbe Person, und das Ende war zunehmender Verfall und schließlich der Zusammenbruch vor dem eindringenden Asiatentum. Die Zweiheit und Gleichberechtigung der beiden obersten Gewalten, die das eigentlich Bezeichnende der mittelalterlichen Weltordnung ausmachte, hatte bisher das Abendland davor bewahrt, einem ähnlichen Schicksal anheimzufallen.

Das Kaisertum war für das Papsttum und umgekehrt das Papsttum für das Kaisertum die Konkurrenzgewalt gewesen, die eine wohlthätige Hemmung, Milderung, Mäßigung in der Handhabung der anderen Gewalt erzeugt hatte. Beide Gewalten waren ihrer Idee nach schrankenlos, sie fanden ihre Schranken in sich selber, in ihrer Koexistenz. Die Kämpfe beider Gewalten waren nichts anderes als das Inwirksamkeittreten dieser hemmenden Kraft, in ihnen vollzog sich, sozusagen, die verfassungsmäßige Opposition. Weit entfernt also, diese Kämpfe zu beklagen, muß man sie im Gegenteil als die Ursache bezeichnen, welche die Entwickelung des Abendlandes allein zu einer gedeihlichen machten. Die kaiserliche wie die päpstliche Gewalt hätten jede für sich, wenn wirklich zur Durchführung gelangt, der Welt die Erstarrung gebracht, hätten sie zum Chinesen-

tum verurteilt, die Kämpfe zwiſchen Kaiſertum und Papſttum haben dem weſtlichen Europa Leben und Bewegung geſichert, ja ſie haben ihre Wirkung noch geäußert, als ſie mit dem Erliegen des Hohenſtaufengeſchlechtes ihr eigentliches Ende gefunden hatten, denn unter ihrem Schutze allein hatte das zarte Pflänzchen der Freiheit erwachſen können, hatten ſich jene Bildungen entfaltet, die jetzt kräftig genug waren, für das Kaiſertum in die Breſche zu treten, und die ſich nach dem Zuſammenbruche der mittelalterlichen Welt als berufen erwieſen, Träger einer Zukunft unendlichen Fortſchrittes zu ſein.

VI.

Imperiale Strebungen und Ideen im späteren Mittelalter.

Aus der Zweiheit der beiden höchsten Gewalten, die im Wesen der bisherigen Entwicklung begründet war, war der Kampf entsprungen, aus dem Kampf der Sieg derjenigen Gewalt, deren universale Grundlage stärker war als die der kaiserlichen, der Sieg der päpstlichen Gewalt. Es war nicht der Ehrgeiz, die Herrschsucht der einzelnen Träger dieser Gewalt, die dies Ergebnis hatten, sondern es war die naturgemäße Evolution, seitdem einmal das Christentum in der Kirche den Bund eingegangen war mit dem imperialen Gedanken.

Man hat den Untergang des Hohenstaufengeschlechtes von jeher tragisch gefunden und mit Recht, denn wenn irgendwo, so beobachten wir hier das erhabene Schauspiel, das das Große gewährt, welches sich selbst vernichtet im Dienste einer Idee. Allein wenn man abzusehen vermag von dem persönlichen Elemente, so wird man bekennen müssen, daß auch die Entwicklung, die das Papsttum nahm, nicht frei von Tragik war, denn eben um dieses Sieges willen hatte es immer tiefer

und tiefer herabsteigen müssen in das weltliche Treiben, hatte es gewissermaßen schuldig werden müssen, und in diesem Siege lag dann auch im Keime alles das beschlossen, was das Papsttum auf seiner verhängnisvollen Bahn weiter führte, mit diesem Siege waren zugleich alle diejenigen Kräfte zur freien Entfaltung gelangt, die das Papsttum in seinem Widerstande gegen das Kaisertum entfesselt hatte, die es unter seiner schützenden Obhut groß gezogen hatte, und die sich nun, in ihrem Widerstreit gegen die Versuche eine universale Oberherrlichkeit zu begründen, gegen das Papsttum selber wandten, das die Erbschaft des abgeschiedenen Kaisertums übernommen hatte.

Keiner der auf Innocenz IV. folgenden Päpste hat diese Erbschaft mit einer solchen Entschlossenheit übernommen, hat so sehr eine päpstliche Imperialgewalt beansprucht, als Bonifaz VIII., und gerade unter ihm kam der Gegensatz, der bisher nur latent gewesen war, zu offenem und in seiner Plötzlichkeit und Wucht geradezu erschütterndem Ausdrucke.

Die Regierung dieses Papstes ist eigentlich von vornherein eine Kampfregierung. Sie stand zunächst im Widerspruche gegen den päpstlichen Vorgänger selber, den einfältigen und frommen Cölestin, den Vertreter der niemals schlummernden mönchischen Opposition gegen den Kurialismus. Bonifaz drängte diesen Mann, der freilich nur beten und fasten konnte, zur Entsagung, und gelangte so durch eine Art klerikalen Staatsstreichs zur Regierung. Er handelte hier und während seines ganzen weiteren Pontifikates durchaus konsequent. Die ganze bisherige Entwicklung hatte keinen Sinn,

wenn man jetzt enden wollte mit schwächlichem Verzichten. Der Papst mußte der Herr der Welt sein und bleiben. Je mehr Anzeichen sich darboten, daß die Welt anfange, diesen Anspruch nicht mehr anzuerkennen, um so größerer Energie bedurfte es. Es war keine Zeit des Nachgebens. Der letzte Rest der christlichen Besitzungen im Morgenlande war mit Akkon dahin gegangen, die Kreuzzugsidee schien unrettbar ihre Kraft verloren zu haben, eines der stärksten Bänder, die das Ganze zusammenhielten, ließ nach, — da mußte um so rücksichtsloser das Band des Gehorsams angezogen werden. Wenn Bonifaz diese Forderung des Gehorsams schließlich in dem Satze gipfeln ließ: „Es ist für die Seligkeit notwendig, zu glauben, daß dem Papste alle Kreatur unterthan sei," so handelte er hierbei ganz gewiß in gutem Glauben. Er war erfüllt von der Ueberzeugung, daß er von dem Herrn über alle Länder und Reiche gesetzt sei, um dem Unrecht zu steuern, daß er der oberste Schiedsrichter auf Erden sei, und daß auch selbst die Könige ihm Gehorsam schuldeten, — allein, es wurde ihm verhängnisvoll, daß diese Könige, auch wenn sie den besten Willen gehabt hätten, ihm den verlangten Gehorsam nicht leisten konnten, weil sie bereits Vertreter der Interessen des emporkommenden modernen Staates waren, der in seinem organischen Wachstum bereits so hoch emporgeschossen war, daß der Moment nahe war, wo er den mittelalterlichen Weltstaat, der wie ein schützendes Gehäuse sich darüber wölbte, sprengen mußte. Solange die Kultur wesentlich eine kirchliche gewesen war, hatte ein solcher Widerstreit nicht entstehen können. Er mußte entstehen, sobald sich

das änderte, sobald Interessenkreise sich gebildet hatten, die ihrer Natur nach den Kleriker ausschlossen, sobald eine weltliche Wissenschaft und damit eine von der Kirche unabhängige Quelle der Belehrung erschlossen war. Und welche Macht diese moderne Staatsidee über die Gemüter besaß, sehen wir am besten daran, daß der Widerstand auf der breiten Unterlage des Volkswillens erfolgte, daß hinter den Königen die Völker standen.

So mißglückte denn der Versuch Bonifaz' VIII., Sizilien zurückzuzwingen in die Abhängigkeit vom päpstlichen Stuhl, so mißglückte seine Politik in Dänemark, in Ungarn, in Polen; wenn er dem römischen König Albrecht seinen Willen auferlegen konnte, so lag das an dem besonderen Umstande, daß hinter dieser römischen Königswürde kein Volk, sondern Fürsten und zwar zum Teil geistliche Fürsten standen, denen sein Wort immer noch Gesetz sein mußte; in England dagegen wieder weigerte sich der König mit Erfolg, dem Geheiß des Papstes zu willfahren, und das Parlament billigte diese Haltung des Königs und bestätigte die Behauptung des Königs, daß Schottland dem römischen Stuhle nicht unterthan sei, und endlich auch in Frankreich, dem früher so klerikalen Frankreich, war der König in seinem Widerstande gegen die Zumutungen des Papstes gleichfalls mit seinem Volke einig.

Es ist bekannt, daß der Streit sich hier an dem Besteuerungsrechte der Geistlichen entzündete. Dieses Recht war bis dahin ausschließlich von der Kurie ausgeübt und hatte die riesigen Summen bereit gestellt, die die unerläßliche Bedingung der universalen Politik

waren, wie sie Innocenz IV. und seine Nachfolger ausgeübt hatten. Mit diesen Summen war der langwierige Krieg gegen das abtrünnige Sizilien und gegen Aragon geführt worden, mit diesen Summen war vor allem der Krieg bezahlt worden, den gegen dieses letztere Philipp III. von Frankreich und Philipp IV. geführt hatten. Jahrelang also schon waren die französischen Könige gewöhnt, mit den Zehnten der französischen Geistlichkeit, die ihnen von den Päpsten zur Verfügung gestellt waren, ihre kriegerischen Unternehmungen zu bestreiten. Das wollte nun Philipp IV. auch weiter thun, als der Krieg mit England ausgebrochen war, — und damit war der Streit gegeben, denn in dem aragonesischen Kriege hatte der König im Auftrage des Papstes und im Einverständnis mit ihm gehandelt, in dem englischen Kriege war das aber nicht der Fall: der Papst konnte vernünftigerweise für diesen Krieg, der seine Interessen geradezu kreuzte, eine Beihilfe durch die Geistlichkeit nicht zugeben, er konnte aber vor allem nicht dulden, daß das von der Kurie beanspruchte und jetzt durchgesetzte Besteuerungsrecht der Geistlichkeit dadurch hinfällig wurde, daß die Könige nun auch ihrerseits anfingen, dieselbe Geistlichkeit zu besteuern. Die Weltpolitik der Kurie mußte rettungslos preisgegeben werden, wenn die ergiebige Geldquelle, die das Papsttum in der kirchlichen Einkommensteuer sich erschlossen hatte, von anderen ausgebeutet wurde: mit dem Versuche Philipps IV., dies zu thun, war also eine Frage von fundamentaler Bedeutung eröffnet, es lag darin der erste Zusammenstoß des päpstlichen Universalstaates mit dem nationalen Einheitsstaate.

Der Kampf selber erfolgte in zwei Gängen. Er wurde eröffnet durch die Bulle „Clericis laicos“, in der jede willkürliche staatliche Besteuerung des Klerus durchaus verboten wurde, in der also die päpstliche Erlaubnis für die Heranziehung des Klerus zu staatlichen Zwecken zum Gesetz erhoben wurde, er wurde dann aber von seiten des Papstes mit einem teilweisen Rückzuge beendet, als unter dem Eindrucke der englisch-deutschen Kriegsgefahr der französische Klerus entschieden auf die Seite des Königs trat. Er wurde 1301 von dem Papste durch die Bulle „Ausculta fili“ wieder eröffnet, als das Willkürregiment des französischen Königs die grundsätzlichen Gegensätze aufs neue zur Unerträglichkeit schärfte, und dieser zweite Gang führte dann zu der Katastrophe von Anagni, der Gefangennahme des Papstes durch den Helfershelfer des Königs Wilhelm von Nogaret, dem baldigen Tode des Papstes und zu dem Siege Philipps auf der ganzen Linie. Denn nicht nur in der Frage des Besteuerungsrechtes gab die Kurie nach, indem Klemens V. die Bulle „Clericis laicos“ mit allen ihren „Deklarationen“ aufhob, sondern auch in allgemein politischer Beziehung kapitulierte die Kurie vor dem französischen Königtum: in der Uebersiedelung des Papsttums nach Avignon lag ein Verzicht auf die großartige Unabhängigkeit, in der noch Bonifaz VIII. die päpstliche Würde aufgefaßt und verwaltet hatte; es lag das Bekenntnis darin, daß nicht im Kampfe *gegen*, sondern höchstens in Anlehnung *an* die weltlichen Mächte die Stellung des Papstes in ihrer universalen Bedeutung zu halten sei.

Aus der Anlehnung wurde freilich bald eine Abhängig-

keit. Das Papsttum geriet in das Schlepptau der französischen Politik; es mußte mit seinen Mitteln dazu dienen, die Pläne des französischen Ehrgeizes auszuführen und half so eine Vorherrschaft Frankreichs begründen, die in Deutschland zum erstenmal etwas wie eine nationale Strömung weckte und die erste heftige Opposition auch gegen das ganz und gar französierte Papsttum hervorrief.

Das französische Königtum war damit in eine Position eingerückt, die es schon lange erstrebt hatte, und an deren Werdegang wir nicht vorbeigehen dürfen, wenn wir die imperialen Strebungen des späteren Mittelalters wirklich verstehen wollen.

Ein Rückblick auf die Anfänge des französischen Königtums lehrt uns, daß es von Anbeginn an der Vertreter besonders gearteter Ansprüche war.

Der Umstand, daß Nachfolger Karls des Großen am längsten über das Westreich regierten, hatte dazu geführt, daß das westfränkische Königtum als das eigentlich legitime erschien, wenn auch seine Macht gering war und die kaiserliche Würde an die Sachsen gekommen war. Die karolingische Ueberlieferung war hier lebendig geblieben, war es merkwürdigerweise geblieben, obwohl 987 die Königswürde an die Kapetinger kam. Das neue Geschlecht war allmählich in die alten Ueberlieferungen hineingewachsen. Auch der Name der Franken war am Westreiche haften geblieben und hatte dazu beigetragen, die Meinung zu erwecken, daß die Reges Francorum die eigentlichen Erben und Nachkommen des fränkischen Karls des Großen seien. Die Wirkung dieser Meinung hatte sich allerdings nur sehr allmählich eingestellt, sie hatte sich im elften Jahrhundert nur in einer starken

Zurückhaltung der französischen Könige den Kaisern gegenüber geäußert, ohne daß der Vorrang der letzteren bestritten worden wäre. Erst in der Folgezeit war diese Zurückhaltung zur Gegnerschaft ausgewachsen. Die Zerwürfnisse zwischen dem Papsttum und den Saliern und die gewaltige Bedeutung, die das Romanentum im besonderen in Frankreich während der Kreuzzüge gewann, hatten nach dieser Richtung besonders stark gewirkt. Frankreich erschien damals als das eigentliche Herz der Christenheit, hier ward das Losungswort des Kreuzzuges ausgegeben, hier zündete der Gedanke eines großen europäischen Eroberungskrieges am kräftigsten, und es waren gerade damals unter dem Eindrucke dieser Thatsachen die Erinnerungen an Karl den Großen auch wieder besonders kräftig geworden. Was geschah, war nur als eine Fortsetzung der Thaten Karls erschienen, unter die ja die Legende längst einen Kreuzzug nach Jerusalem eingeschoben hatte; es waren bezeichnenderweise damals Gerüchte umgelaufen, die davon berichteten, daß Karl der Große sich wirklich wieder gezeigt habe.

Wir können aufs neue den feinen Fühler der echten Legende für die eigentliche historische Wahrheit erkennen. Denn in der Kreuzzugbewegung ist in der That eine Wiederanknüpfung an die karolingischen Ueberlieferungen vorhanden. Karl der Große hatte ja allerdings keinen Kreuzzug nach Jerusalem ausgeführt, er hat aber den Schutz der Pilger in Jerusalem übernommen, und der Kampf gegen den Islam ist es doch, in dem die eigentliche Wurzel der Größe seines Hauses liegt. Die Einheitsidee, die in seiner Reichsgründung zu Tage tritt,

sie war es auch, die in der Kreuzzugbewegung das Entscheidende war.

Unter dem Einflusse dieser in der Realität der Dinge liegenden Erinnerungen hatte sich die völlige Besitzergreifung Karls des Großen durch die Franzosen vollzogen. Karl wurde jetzt schlechthin als Franzose in Anspruch genommen. Man dachte sich ihn in Paris Hof haltend. Die Abtei S. Denis ist es, wo er nach der Chanson du pèlerinage de Charlemagne sich verabschiedet, als er zum Kreuzzuge aufbricht, hier zeigte man auch Reliquien, die er von da mitgebracht haben sollte. Der Germane Karl wurde damals zum nationalen Heros, obwohl gerade damals die romanischen Instinkte recht eigentlich erwachten. Auch die Könige ließen diese Beziehungen immer stärker hervortreten. Im dreizehnten Jahrhundert umgürteten sie sich mit einem Schwerte, das als das Schwert Karls des Großen galt, und setzten sich eine Krone auf, die überragt war von einer Statuette des Kaisers. In allen diesen Einzelheiten zeigt sich, daß sich das Königtum nach wie vor als im Besitz einer besonderen Weihe fühlte.

Diese Weihe war ihm eigen als der unmittelbaren Fortsetzung der Herrschaft Karls des Großen, sie floß ihm aus der Ungestörtheit, mit der sich der Uebergang der Würde vom Vater auf den Sohn vollzog, sie ging hervor aus der besonders nahen Beziehung zur Kirche und zum Papsttum, sie hatte aber doch ihren eigentlichen Grund darin, daß das französische Königtum gewissermaßen die natürliche Tochter des Imperium Romanum war.

In der That, Gallien war die eigentliche Erbin des

romanischen Kulturreiches. Hier bestand in weiten Kreisen eine beinahe ungestörte Kontinuität, romanisch war die Bevölkerung, romanisch die Sprache, es war nur zu begreiflich, daß unter der unbewußten Wirkung dieses damals anschwellenden romanischen Rassenbewußtseins die Herrschaft der Teutonen in dem Imperium Romanum als eine Art von Usurpation angesehen werden mußte.

Im zwölften Jahrhundert hatte auch der Schein aufgehört, als ob der französische König dem Kaiser in irgend einer Beziehung unterthan sei. Da daneben die Einheit der Christenheit grundsätzlich festgehalten wurde, so hatte die Stellung des französischen Königs den Charakter einer Anomalie bekommen, da sie der geltenden Theorie widersprach. Die thatsächlich unabhängige Stellung des französischen Königs war ein Widerspruch zu dem Rechtssatze geworden, daß der Kaiser Herr des Reiches sei, und daß Frankreich ebenso wie Italien zum Reiche gehöre.

Diese Anomalie konnte praktisch nur dadurch ihre Lösung finden, daß die Könige von Frankreich selber die Kaiserkrone erhielten, und zu dem Bestreben, an dieses Ziel zu gelangen, hatten sich denn auch in der That alle die Keime ausgewachsen, die wir bisher beobachteten.

Solange die Hohenstaufen regierten, war das kaum möglich — allerdings dachte ein Teil der deutschen Fürsten schon 1198 an Philipp August —, als aber das staufische Haus gestürzt war, da melden die französischen Könige ihre Ansprüche an, und es beginnen, um von nun an nicht mehr aufzuhören, die offenen

Versuche der französischen Könige, an die Spitze des Imperium Romanum zu gelangen und damit diejenige Stellung zu gewinnen, die ihnen ihrer Meinung nach von Rechts wegen zukommt und ihrer Macht wegen ihnen auch gebührt. Denn es ist jetzt schon nicht mehr allein das Bewußtsein einer besonderen Legitimität, woran sich diese Ansprüche beleben, sondern es ist jetzt schon das Selbstgefühl, das auf der inneren Festigkeit ihrer königlichen Stellung, auf der Bedeutung des französischen Elementes überhaupt beruht, aus dem der brennende Wunsch hervorgeht, einen Titel zu erhalten, der als der allein zutreffende Ausdruck für die teils schon thatsächlich erlangte, teils noch erstrebte Vormachtstellung erscheint.

Die Könige von Frankreich wollen jetzt *den imperialen Namen*, weil sie *imperiale Politik* treiben.

Schon die Kreuzzugspolitik Ludwigs des Heiligen kann unter diesem Gesichtspunkte aufgefaßt werden. Es kommt gewiß die persönliche Frömmigkeit des Königs bei derselben in Anschlag, allein bei dem völligen Zusammenfließen des Geistlichen und Weltlichen im Mittelalter kommt man mit dieser Erklärung nicht aus. So wie die Kreuzzüge überhaupt große Angriffskriege der vereinten abendländischen Christenheit gegen den Islam darstellen, so wie sie versuchen, das Christentum, d. h. also die europäische Kultur an die Stelle der asiatischen zu setzen, so sind die Kreuzzüge Ludwigs des Heiligen Versuche, die Vorherrschaft des *französischen* Elementes im Bereiche des Mittelmeeres zu erhalten, und sie sind nur zu verstehen im Zusammenhange mit der Unternehmung Karls von Anjou gegen das staufische Unter-

italien. Daß es sich bei diesem letzteren Unternehmen nicht um ein vereinzeltes Abenteuer, sondern wirklich um die Uebernahme der staufischen Erbschaft und Machtstellung in ihrer Gesamtheit handelte, ergiebt sich daraus, daß Karl von Anjou im Jahre 1273 für seinen Neffen Philipp III. offen die Kaiserkrone verlangte und dabei den Papst aufforderte, über die Rechte der deutschen Kurfürsten hinwegzugehen.

Es ist bekannt genug, daß es gerade das jetzt schon bedrohliche Uebergewicht der Franzosen war, welches den Papst bestimmte, auf die Wahl eines deutschen Königs zu dringen, und daß dann die sizilianische Vesper dafür sorgte, daß die französischen Bäume nicht in den Himmel wuchsen; allein schon Philipp IV. nahm die einmal eingeschlagene Richtung wieder auf und zeigt sich von Anfang an unter dem Einflusse universaler Bestrebungen, die nun auch vor der äußersten Folgerung nicht zurückbebten und auch vor dem Papsttum nicht mehr Halt machten. Die Lehren der Legisten, der Ausleger des römischen Rechts, wurden in ihm zur That. Aus der königlichen Macht konstruierte er sich eine Vollgewalt, wie nur je ein Hohenstaufe aus der kaiserlichen, und er war skrupellos genug, um auch die kühnsten Theorien seiner Juristen in die Wirklichkeit umzusetzen. Eine Schranke für seinen Willen erkannte er nicht an, ebensowenig wie eine Schranke für seine Macht. Seine Pläne umfaßten wie die der Hohenstaufen und ihrer geistlichen Nebenbuhler die ganze Christenheit. Er arbeitete (im Jahre 1300) ernstlich darauf hin, seinem Bruder den Anspruch auf die oströmische Kaiserwürde zu verschaffen, indem er ihn mit der Erbin des im

Abendlande als legitim betrachteten Thronbewerbers vermählte; er faßte die Erwerbung der westlichen Reichsländer fest ins Auge und versuchte durch verschiedene Abmachungen mit dem König Albrecht dies Ziel zu erreichen; 1308, als der Thron durch die Ermordung Albrechts plötzlich erledigt war, forderte er die Kurfürsten geradezu auf, seinen Bruder zum römischen König zu wählen, kurz, Villani hat recht, wenn er sagt: „Philipp der Schöne bestrebte sich, das Reich wieder in die Hände der Franken zu bringen, wie es einst war zu Zeiten Karls des Großen."

Wir erkennen also hier erst, um was es sich in dem Streite zwischen Bonifaz VIII. und Philipp IV. eigentlich handelte: zwei Weltherrschaftspläne stießen hier aufeinander. Philipp war nicht bloß der Vertreter der Rechte der weltlichen Gewalt überhaupt, sondern er war in gewissem Sinne der Erbe der Hohenstaufen. Auf dem Gebiete der Steuerbewilligung war es zum Ausbruche gekommen, allein es handelte sich bald um Größeres, es drehte sich bald um die Frage, ob das französische Königtum den universellen Machtansprüchen des Papsttums nach wie vor dienstbar bleiben sollte, oder ob umgekehrt das Papsttum sich den Weltherrschaftsplänen des französischen Königtums fügen solle, und eben deshalb, weil es sich hier um diesen welthistorischen Gegensatz handelte, konnte der Kampf nicht anders als bis zu Ende gekämpft werden, mußte entweder der eine oder der andere Gegner zu Boden gerungen werden. Bei der eigentümlichen Gestaltung des Kräfteverhältnisses konnte der Sieg der weltlichen Gewalt nicht ausbleiben, und so ward denn der Untergang der

Hohenstaufen an den Nachfolgern Innocenz' IV. gerächt. —

Es giebt Zeiten, in denen sich die Fäden geschichtlichen Geschehens besonders wirr ineinander verflechten. Eine solche Zeit war die Wende des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts. Während sich in dem französischen Königtum ein neuer Bewerber um die europäische Vorherrschaft meldete, während von Rom aus Forderungen erhoben wurden, in denen sich nun schon unverhüllt ein geistliches Kaisertum des Nachfolgers Petri ankündigte, und während in dem so geschaffenen Widerstreit der Interessen und Bestrebungen die Ordnung und der Frieden der Welt immer mehr aus den Fugen wichen, trat den Menschen die Erinnerung an die verschwundene einstige Kaiserherrlichkeit wieder mächtig vor die Seele, regte sich wieder die Sehnsucht nach den Tagen der großen Friedriche, begann unter der idealisierenden Einwirkung der zeitlichen Entfernung das Bild des weltlichen Kaisers in neuem, beinahe mystischem Glanze zu erstrahlen.

Es war kein Zufall, daß es gerade ein Italiener, daß es ein so glühender Patriot wie Dante war, der das Wort ergriff, um der Welt in seiner Monarchia das Evangelium von dem Kaisertum neu zu künden. Denn gerade hier in Italien hatte sich der Wegfall der kaiserlichen Macht am stärksten fühlbar gemacht. Der Zustand der Friedlosigkeit und Anarchie schrie zum Himmel. Jede Stadt glich einem rauchenden Vulkane, die Ausbrüche nahmen kein Ende und bedeckten das Land weithin mit Schlacke und Trümmern.

Wenn man zurückblickte, so schien der Anfang dieses

Chaos in der Zeit zu liegen, in der das Kaisertum zusammenbrach. Rettung, Erlösung schien daher nur von einer Wiederherstellung kommen zu können.

Die Regierung der Welt durch einen Einzigen, durch einen Kaiser, erschien Dante aber überhaupt als der allein mögliche, als der allein von Gott gewollte, als der Normalzustand, dem gegenüber nicht nur der gegenwärtige, sondern jeder andere als ein ungeheurer Abfall gelten mußte: „O Menschheit," ruft er aus, „von welchen Stürmen und Verlusten mußt du heimgesucht werden, seitdem du ein vielköpfiges Ungeheuer geworden bist und auseinanderstrebst."

Die eigentliche Ursache dieser Verirrung sieht Dante in dem Anspruche des Papsttums, den Vorrang vor dem Kaisertum zu besitzen, und er widmet den ganzen dritten Teil seiner Schrift der Bekämpfung dieser Behauptung. In dieser antihierarchischen Richtung liegt die eigentliche historische Bedeutung der Monarchia, und insofern als sie die Selbständigkeit der weltlichen Gewalt fordert, als sie im Verlaufe ihres Beweisganges den Glauben den Werken gegenüber als das Wesentliche bezeichnet, als sie die Bibel und nicht die Tradition als die Grundlage des Glaubens hinstellt, insofern ist in ihr sogar schon ein erstes Wehen protestantischen Geistes zu verspüren. Allein während sie hier in die Zukunft weist, wurzelt sie im übrigen tief in der Vergangenheit, bringt sie die eigentümliche mittelalterliche Auffassung des geschichtlichen Verlaufes in einer in ihrer Art großen Weise noch einmal lebendig zur Anschauung. Zwischen Cäsar Augustus und der Gegenwart herrscht in Dantes geschichtlichem Denken eine vollständige und

niemals erſchütterte Kontinuität. Was einſt Virgil in ſeine Aeneïs an nachträglichen Weisſagungen auf die Größe des Römertums eingeſtreut hat, das hat auch noch für Dante volle Beweiskraft; wie einſt Auguſtinus in ſeiner Civitas Dei geht auch er auf die Anfänge der römiſchen Geſchichte zurück, allein nicht um dieſe Entwicklung als einen beſtändigen Sündenfall darzuthun, ſondern er zeigt im Gegenteil an den zahlreichen Wundern, die Livius erzählt, daß das römiſche Reich aus dem „Born der Gerechtigkeit" ſtamme. Wir ſehen hier die Dinge gleichſam im Kreiſe gehen: die einſt dem weltlichen Reiche als Civitas Dei entgegengeſtellte Kirche war bereits ſo ſehr in Weltlichkeit verſunken, daß ihr das weltliche Imperium als die wahre Civitas Dei entgegengehalten werden konnte, aber wir ſehen auch hier wieder in dieſem theoretiſchen Nachſpiele des großen Kampfes das früher beobachtete Hinüberſchillern der einen Macht in die andere: der Danteſche Weltkaiſer iſt nämlich ſchließlich nichts anderes, als was der Papſt nach der Auffaſſung Bonifaz' VIII. ſein ſollte: indem Dante für ſeinen Kaiſer den Anſpruch einer unmittelbaren Abhängigkeit von Gott erhob, machte er ſeine Monarchie der Zukunft zu eben der Theokratie, die er in der päpſtlichen Monarchie der Gegenwart bekämpfte.

Die Idee ſeines Weltkaiſers ſtand alſo in jeder Beziehung in unentrinnbarem Widerſpruche zu den realen Verhältniſſen, war in Wirklichkeit nur ein ſchöner Traum. Allein, ſo klar uns das heute auch ſein mag, damals konnte das durchaus noch nicht klar ſein; ja die Idee des Weltfriedens, die Dante mit der

Idee des Weltkaisertums als notwendig verknüpft zeigte, gab diesem letzteren einen unwiderstehlichen Einfluß auf alle empfindsam gestimmten Gemüter, und so wurde denn die Wiederherstellung des Kaisertums eine Zeitlang so recht die Losung des politischen Idealismus jener Tage, sehen wir zweimal hintereinander von Deutschland aus, dem Heimatlande des Idealismus, den Versuch erneuern, die alte Vorherrschaft wieder zurückzugewinnen, wieder Fuß zu fassen in Italien und das verblichene Kaisertum wieder aus dem Grabe zu beschwören, — das erste Mal durch Heinrich VII., das andere Mal durch Ludwig den Bayern.

Niemals war ein Fürst in Italien überschwenglicher begrüßt worden als Heinrich von Luxemburg, da er 1310 über die Alpen stieg, um nach 60jähriger Unterbrechnung das Kaisertum zu erneuern. „Freue dich nun, Italia," schrieb Dante an die Fürsten und Herren Italiens, „freue dich, du auch den Saracenen mitleidwürdige, die du hinfort neidenswert erscheinen wirst dem Erdkreise; denn dein Bräutigam, der Trost der Welt und der Stolz deines Volkes, der gnadenreiche Heinrich, der Göttliche und Augustus und Cäsar, eilt zur Hochzeit. Trockne deine Thränen und tilge die Spuren deines Kummers, du Schönste, denn nahe ist er, welcher dich befreien wird aus dem Kerker der Gottlosen, er, der die Boshaften schlagend, sie mit der Schärfe seines Schwertes verderben und seinen Weinberg anderen Arbeitern verdingen wird, die die Frucht der Gerechtigkeit darbringen zur Zeit der Ernte . . ."

Es ist bekannt, wie rasch der Reif auf diese Blumen überschwenglicher Hoffnungen fiel, wie wenig Heinrich

im stande war, die Stelle des Schiedsrichters und Friedebringers wirklich einzunehmen, wie schnell er Partei ergreifen mußte, und wie sich dann in dem rasch wieder erwachenden Mißtrauen des Papstes, in der Feindschaft des Königs von Neapel und des unbezwinglichen Florenz Widerstände gegen ihn erhoben, an denen sein Unternehmen gescheitert wäre, auch wenn ihn nicht ein früher Tod hinweggerafft hätte. Sein Tod hinterließ Italien und die Welt in derselben Verwirrung wie vorher. Sein Zug war im Grunde ein ungeheurer Anachronismus, und dasselbe gilt in noch höherem Grade von dem Zuge Ludwigs des Bayern, der gerade wie sein Vorgänger unter dem Einflusse gewisser herrschender Theorien, litterarischer Strömungen handelte, und dessen Römerzug nicht viel mehr war als eine Probe auf die von Marsilius von Padua aufgestellten Behauptungen, eine in die Wirklichkeit umgesetzte publizistische Streitschrift. In Wahrheit war das Kaisertum heruntergesunken zu einem Mittel in den Händen der litterarischen, religiösen und stadtrömischen Opposition gegen das mit Frankreich verbündete und Frankreich verpflichtete Papsttum, allein diese Opposition war doch nicht mächtig genug, dem Kaisertum wirklich neue Kräfte zuzuführen, ja, selbst wenn sie mächtiger gewesen wäre, so hätte sie dem Kaisertum doch nicht aufhelfen können, da bei der ursprünglichen Wesensähnlichkeit beider Gewalten das Kaisertum niemals ernstlich die Hand zu einem Umsturze der mittelalterlichen Weltordnung darbieten konnte. Das Kaisertum konnte endlich vor allem auch deswegen nicht mehr gegen das Papsttum in Betracht kommen, weil allein drei der deutschen Kurfürsten Bischöfe, also

dem Papste zum Gehorsam verpflichtet waren, und weil das Reich überhaupt zu mehr als einem Drittel Kirchenstaat war, in dem dem Papsttum als Siegespreis des langen Kampfes die Herrschaft zugefallen war. Der Papst regierte thatsächlich in Deutschland mehr als der König oder Kaiser, alle Versuche also dieses halb klerikalen Königtums, sich den päpstlichen Machtgeboten zu widersetzen, mußten deshalb von vornherein mit Unfruchtbarkeit geschlagen sein.

Thatsächlich ist auch die entscheidende Opposition gegen das hierarchische System von den Fürsten selber ausgegangen. Der Kurverein zu Rense und der Beschluß der Kurfürsten, daß ihnen allein die Wahl des Königs zustehe und niemand das Recht habe, diese Wahl zu bestätigen oder zu verwerfen, bezeichnet den Moment, wo die Kurfürsten in die Rolle des fast völlig gelähmten Königtums einzurücken anfangen, wo sie zum erstenmal spüren, daß eine weitere Minderung des Königtums ihre eigene Ehre und ihren Vorteil mindere. Die deutschen Fürsten und dann auch die deutschen Städte standen hier zum erstenmal — damals noch vorübergehend — in der Stellung, die wir sie dann in der Reformation zum größten Teil dauernd einnehmen sehen.

Karl IV. erwies seinen gesunden staatsmännischen Blick dadurch, daß er von vornherein auf eine selbständige, universale Stellung verzichtete. Die Hoffnungen Petrarkas, wie die Dantes und Marsilios von Padua blieben unerfüllt, der Kaiser war in Wahrheit und wollte sein ein Pfaffenkaiser.

Im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts brachten

die Türkengefahr und die große Kirchenspaltung mit der darin hervortretenden Hilflosigkeit der kirchlichen Gewalten das Kaisertum als solches noch einmal zu neuer Bedeutung. Beide Fragen waren durchaus europäischer Natur, brachten noch einmal die Idee des Gegensatzes der Christenheit gegen den Islam, die Idee der Einheit und Zusammengehörigkeit der abendländischen Welt in das allgemeine Bewußtsein. Die Wiederherstellung und Erhaltung der inneren und äußeren Einheit der Christenheit war eine echt kaiserliche Aufgabe, war eine Aufgabe von jener Art, aus der einst das Kaisertum Karls des Großen entstanden war, und Sigismund widmete sich ihr auch — wenigstens im Anfange seiner Regierung — mit großem Eifer, allein das Ergebnis war doch keine dauernde Wiederbelebung seiner Würde, und konnte es auch nicht sein. Die Kreuzzugbegeisterung war endgültig verflogen, und im Reiche selber bereitete seinen kaiserlichen Anwandlungen die ständische Opposition bald unübersteigliche Hindernisse. Als dann in der konziliaren Bewegung dem Papsttum eine ähnliche Opposition erwuchs, als damit die Konstellation des Kurvereins zu Rense sich wiederholte und sich jetzt ernsthaft die Möglichkeit darbot, daß Deutschland sich zu gemeinsamer Abwehr gegen den Kurialismus zusammenfand, da zeigte sich wieder der durch und durch universale Charakter des Kaisertums darin, daß dasselbe sich dieser nationalen Politik entzog, daß es abschwenkte in das Lager des Papstes und daß es dem Papste (in dem Wiener Konkordate 1448) zur gemeinsamen Bekämpfung der geistlich-weltlichen Aristokratie und zur Niederhaltung der Reform die Hand reichte.

Damals bestätigte sich wieder, wie vorher so oft und auch nachher noch, daß die Wege des römischen Kaisertums und die Wege der deutschen Nation getrennte seien.

Diesen internationalen Charakter bewährte es auch dadurch, daß es sich schließlich da lokalisiert hatte, wo es thatsächlich noch den meisten Sinn hatte und diesen Sinn auch behalten hat bis auf unsere Tage, nämlich in den mittleren und unteren Donauländern. Nachdem die romanische Welt in dem französischen Königtum einen neuen Mittelpunkt gefunden hatte, Italien wie Deutschland dem Kaisertum durch die immer mehr emporstrebenden Sondergewalten verschlossen waren, waren dem Kaisertum nur das Gebiet der slavischen Welt und jene Grenzländer, die dem Slaventum abgerungen waren, und in denen Deutsche und Slaven mit anderen Völkern gemischt saßen, als eigentliches Aktionsgebiet übrig geblieben. Durch die Türkengefahr wurden diese Länder das Bollwerk der europäischen Kultur, und somit blieb hier dem Kaisertum eine seinem ursprünglichen Sinne entsprechende dauernde Aufgabe europäischer Natur, die ihm namentlich im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts unter dem Eindrucke der erneuten Aggressive des Türkentums einen Abglanz früherer Tage verlieh.

Die deutsche Nation aber blieb mehr denn je preisgegeben, nachdem die päpstliche Imperialgewalt mit Hilfe des Kaisertums in ihrer ganzen Unumschränktheit wiederhergestellt war, nachdem sie triumphiert hatte über alle Versuche, sie in konstitutionelle Fesseln zu schlagen. Die anderen Reiche der Christenheit waren

durch starke Königsgewalten geschützt gegen die allzu weit gehenden Forderungen: auf Deutschland lastete ungemindert der ganze Druck der neu begründeten geistlich-weltlichen Tyrannis. Was im ganzen Umfange der Christenheit nicht möglich gewesen war, in Deutschland war es möglich geworden. Hier war der Papst der eigentliche Oberherr, hier war er der Gebieter.

Wenn nun schon an und für sich dieser Zustand in dem Maße unerträglicher wurde, in dem sich die Territorien — weltliche wie geistliche — staatlich entwickelten, in dem Maße, in dem die stets steigenden Geldbedürfnisse der Kurie zu immer neuen bedenklichen Mitteln führten, die Gläubigkeit der Masse auszumünzen, in dem dadurch die Kirche immer mehr zu einem Zerrbilde dessen wurde, was sie selbst ursprünglich hatte sein wollen, so trug zu dieser Steigerung des Spannungszustandes noch besonders der Umstand bei, daß die Herrschaft der Kirche den Deutschen immer *fremder* wurde, daß sie mehr und mehr als *Fremdherrschaft* empfunden wurde. Dies war eine Folge der *Einwirkung der Renaissance*. Unter dem Einflusse der Wiederbelebung des Altertums schien die Entwicklung der Dinge in Rom wirklich zu ihren Anfängen zurück zu wollen, wuchs das Papsttum geradezu in die Rolle des *antiken Cäsarismus* hinein. Die Päpste jener Zeit, ein Sixtus IV., Innocenz VIII., Alexander VI., tragen mehr als einen Zug von den Nachfolgern des Augustus, in den Kardinälen mit ihrer Geldgier, ihrer eitlen Prunksucht, ihrer unwürdigen Knechtsgesinnung lebte der senatorische Adel, wie ihn Tacitus gebrandmarkt hat, wieder auf, es fehlte nicht an dem ver-

wöhnten Pöbel, der nach Brot und Festen schrie; Rom sah wieder Tierhetzen wie einst, bacchantische Aufzüge wechselten mit wüsten Straßenkämpfen, ein heiterer, naiver Sinnenkult ließ alles erlaubt scheinen, entwaffnete fast den strengen Sittenrichter; im Gefolge der Anmut und Heiterkeit des Lebens, des Wohlstandes und der Ueppigkeit hielten Apollo und die Musen wieder ihren Einzug in Rom, die Madonna selber nahm die Formen hellenischer Schönheit an, die Hauptkirche der Welt verwandelte sich in einen antiken Säulentempel, — das alles war im einzelnen unwiderstehlich reizvoll, allein im ganzen war es doch eine ungeheure Lüge und konnte nicht dauern.

Die Verbindung des Papsttums mit der Renaissance ist die letzte und entscheidendste in der Reihe der Ursachen, die die große Kirchentrennung herbeigeführt haben, sie ist ihm verhängnisvoll geworden, allein auch hier war das Papsttum nicht frei.

Papsttum und Renaissance sind nicht zu trennen. Das Papsttum war — wir wissen es — hervorgewachsen aus dem Stamme des Imperium Romanum, die Renaissance aber, sie ist im Grunde nichts anderes als ein neues Saftantreiben in dem alten historischen Stamme. Das Papsttum konnte dieser urverwandten Bewegung der Geister nicht fremd bleiben, allein, indem es sich ihr anschloß, konnte es nicht ausbleiben, daß der romanische Charakter der Kirche verstärkt wurde.

Das Papsttum konnte sich zweitens der Renaissance nicht entziehen, weil diese Renaissance eine eigentlich italienische Bewegung war und das Papsttum mit

seinen weltlichen Wurzeln unlöslich mit dem italienischen Boden verwachsen war, — es verstärkte damit zugleich aber seinen eigenen italienischen Charakter.

Das Papsttum mußte endlich mit der Renaissance einen Bund eingehen, weil die Kirche ursprünglich zugleich Trägerin des menschlichen Fortschrittes, Vermittlerin des Kulturzusammenhanges, Fortsetzerin der Antike gewesen war, weil sie sich also nicht gegen eben den Geist setzen konnte, aus dem heraus sie selber entstanden war; aber, da der Humanismus eine Kultur wieder heraufführte, im Gegensatz zu der sich das Christentum entwickelt hatte, geriet die Kirche mit sich selbst in einen unlöslichen Widerspruch: die Kirche, welche christliche Kirche hieß, wurde unter dem Einflusse der Renaissance antik-heidnisch und versank noch mehr in Formendienst und Zauberkram; die Kirche, welche universal sein sollte und wollte, wurde italienisch, unterlag also selbst dem nationalen Prinzip, das sie bekämpfte, und endlich wurde die ihrer ursprünglichen Idee nach auf dem Grundsatze der Freiheit und Brüderlichkeit aufgebaute Kirche nun vollends despotisch und ließ ihre Weltherrschaft in eine Weltknechtschaft ausarten, sie vollendete also mit einem Worte ihre Rückbildung zu dem, was das Imperium Romanum ursprünglich gewesen war, und bereitete dadurch den ungeheuren Riß vor, der das Gebäude der Weltkirche bis in seine Fundamente spaltete.

Hier zeigte sich die letzte Wirkung des Wegfalls des Kaisertums als gleichberechtigter Nebengewalt: das römische Kaisertum deutscher Nation hatte stets den romanischen Charakter des Papsttums gemildert, hatte dem germanischen Elemente in der großen christlichen

Gemeinschaft den nötigen Einfluß gesichert. Durch die in dem Kaisertum geschaffene Verbindung Deutschlands und Italiens hatte ein Ausgleich stattgefunden. Das hörte jetzt auf. Indem durch die Renaissance die Kirchenregierung durch und durch römisch wurde, mußte sich die Verbindung der beiden Elemente lockern und mußte sich das Germanentum wieder absondern. Denn dem Germanentum, das sich damals gerade zu seinem mächtigen Auffluge rüstete, widerstrebte alles in diesem Zustande der Dinge. Es giebt kein Lebensgebiet, auf dem der Gegensatz nicht hervortrat, und das Gefühl dieses Gegensatzes äußerte sich in dem Rufe nach Reform, nach Reform an Haupt und Gliedern. Allein dieser Ruf, so laut und drängend er war, er blieb unerhört, denn das Papsttum wurde in demselben Verhältnisse, in dem das Bedürfnis nach Reform wuchs, unfähiger ihm zu genügen. Es meinte ihm vollends trotzen zu können, seitdem die große Angriffsbewegung der Konzilien abgeschlagen war, und seitdem Papst Pius II. es hatte wagen können, in der Bulle „Execrabilis“ die Appellation an ein Konzil, von wem immer sie ausgehen möge, als Ketzerei und Majestätsverbrechen zu brandmarken. Die Kirche konnte von nun an trotzen, da sie die Mittel wieder unverkürzt in der Hand zu haben meinte, um jeden Versuch des Widerstandes schon im Keime zu ersticken, sie trotzte, da sie die Menschheit unlöslich sich verstrickt und verbunden wähnte durch das Bedürfnis nach dem ewigen Heile, das sie allein zu stillen vermochte.

Dies Heilsbedürfnis war in der That das mächtige Band, das allen centrifugalen Kräften dauernd ent-

gegenwirkte und das Ganze immer noch zusammenhielt. Die bange Sorge um die ewige Seligkeit trieb die Menschen immer wieder zur Kirche zurück, wenn sie auch abgestoßen waren durch tausendfältigen Mißbrauch. Mochten sie den einzelnen Kleriker noch so gering achten, darüber, daß der Klerus in seiner Gesamtheit, also die Kirche, das Heil zu spenden und das Heil zu verweigern habe, darüber kam die Welt nicht hinaus, mit dieser Herrschergewalt, die der Klerus über das Reich Gottes hatte, und die er rücksichtslos monopolistisch ausbeutete, hielt er auch das Reich dieser Welt in Ketten, bis endlich der einfache deutsche Mönch kam und diese Ketten zerriß. Mit seinem Worte: „Der Mensch wird selig allein durch den Glauben" entwand er dem Klerus, der sich an Christi Stelle gesetzt hatte, seine Mittlerstellung und Gottähnlichkeit, stellte er den Menschen wieder selbständig und frei seinem Gotte gegenüber, machte er das Verdienst Christi, das durch die kirchliche Bußdisziplin thatsächlich aus der Welt geschafft war, wieder wirksam, setzte er Christus gewissermaßen in seine Rechte wieder ein, und vollbrachte mit alledem eine Archimedesthat, durch die er die ganze mittelalterliche Welt aus den Angeln hob:

Wie einst die Menschen sich vor dem Despotismus der römischen Imperatoren in das Christentum gerettet hatten, so retteten sie sich jetzt vor dem Despotismus ihrer Nachfolger in die Reformation.

VII.

Ausblick.

Europa ist niemals wieder staatlich eine Einheit geworden, seitdem diese Einheit durch die Folgen der Reformation zerrissen worden war.

Allerdings dauerte es lange, ehe sich die Welt in die neuen Formen des Daseins gefunden hatte. Das Fehlen einer höchsten von allen anerkannten Autorität, von der ein schiedsrichterliches Eingreifen doch immerhin möglich war, schien einen Krieg aller gegen alle herbeiführen zu müssen, ließ also eine Zukunft vorausblicken, in der auch für die Idee des Weltfriedens kein Platz mehr war. Und dieser Weltfriede ist eine Idee, von der die Menschheit sich nicht trennen zu können scheint, und die sich immer und immer wieder verkündet in jener Botschaft der himmlischen Heerscharen im Evangelium: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ So sehr auch der thatsächliche Gang der Geschichte dieser Verkündigung widerspricht, so wenig auch gerade an jener Stätte, da die Worte aus der Höhe erklangen, der Friede geherrscht hat: die Sehnsucht der Menschen nach

einem solchen Zustande besteht und ebenso der Glaube, daß er einmal kommen wird. Wir wissen nicht, ob es mit dem Weltfrieden wie mit den übrigen Idealen ist, deren Verwirklichung nicht anders möglich ist als in einer unendlichen Annäherung, allein es kann nicht bestritten werden, daß die universale Einheit, wie sie die christliche Welt im Mittelalter darstellte, die Aufrechterhaltung eines Friedenszustandes innerhalb der christlichen Völker wahrscheinlicher erscheinen ließ als später nach der Zerreißung dieser Einheit, — wobei denn freilich nicht vergessen werden darf, daß gerade aus dieser staatlichen Welteinheit des Christentums die blutigen Angriffskriege gegen den Islam hervorgegangen waren.

In der That haben denn die Versuche, das weltstaatliche Gebilde, in dem die Menschheit bis dahin gelebt hatte, wieder zu begründen, niemals geruht, allein sie haben der Welt thatsächlich nicht den Frieden, sondern stets nur den Krieg gebracht; sie wurzelten freilich nicht in jenem Friedensideal, sondern durchaus in persönlichem und in Rassenegoismus, sie fanden aber doch stets eine gewisse innere Berechtigung in der unzweifelhaften Thatsache, daß trotz alles Trennenden es zwischen den europäischen Staaten und Völkern sehr vieles giebt, das sie untereinander vereint, daß es ein europäisches Gemeininteresse giebt, eine ganze Reihe von Kulturthatsachen, in denen die europäische Menschheit der ganzen übrigen Menschheit gegenüber zusammensteht.

Der erste dieser Versuche ging von dem spanischen Königshause aus, das sich durch die glückliche Vertreibung der Mauren und des Islam aus Spanien und

durch die Eröffnung neuer Kolonialländer im fernen Westen eine europäische Stellung erworben hatte. Wie so oft im Mittelalter, so sehen wir auch hier aus dem Siege über die Feinde der europäischen Kultur und aus der erfolgreichen Ausbreitung derselben eine Führerrolle erblühen. Dieselbe kam allerdings recht eigentlich erst zur Geltung, als durch die Laune des Erbgangs diese spanische Königsmacht aus ihrer Sonderstellung heraustrat.

Es war ein eigenartiges Zusammentreffen, daß genau in dem Zeitpunkte, in dem durch die kühnen Worte Martin Luthers der Zauber der Priesterherrschaft gebrochen wurde, daß genau in diesem Zeitpunkte in der Hand Karls V. eine Macht sich zusammenfand, die die Erneuerung der eigentlichen kaiserlichen Politik im weitesten Umfange ermöglichte. Die gewaltigen Ländermassen, in denen allen er der Landesherr war, zusammen mit der römischen Königswürde verliehen ihm eine Stellung, die teils an Karl den Großen, teils an die Hohenstaufen gemahnte. Mit dem burgundischen Erbe besaß er jene Gegenden, in denen die Wiege des karolingischen Geschlechts gestanden hatte, mit dem österreichischen Erbe reichte er weit in die slavische Welt hinein und in den Schauplatz der Avarenfeldzüge, mit Unteritalien besaß er jene Gebiete, die im Mittelalter so oft der Ausgangspunkt der umfassendsten Weltherrschaftspläne gewesen waren, und dadurch, daß er in seiner Hand eben dieses wertvolle Unteritalien mit Spanien und den dazwischen liegenden Inseln vereinigte, war er nicht nur der geborene Beherrscher des Mittelmeeres, wenigstens in seiner westlichen Hälfte, sondern

er war auch durch dieſen Beſitz und durch die Ueberlieferungen, die ſich daran knüpften, gewiſſermaßen dazu auserſehen, der Vorkämpfer der Chriſtenheit gegen das mächtiger denn je herandrängende Aſiatentum zu werden. Ein Ueberblick über dieſe in der Sache ſelber liegenden Notwendigkeiten muß ohne weiteres darüber Klarheit verſchaffen, daß und warum Karl V. Gegner Luthers und der neuen Lehre ſein mußte. Sein Kaiſertum wurde dadurch gerade ſo bedroht wie das Prieſterkaiſertum des Papſtes. Das einzige, was das Gemenge von verſchiedenartigen Völkern, die in ihm ihr Haupt hatten, untereinander vereinte, war die Einheit des Glaubens, das Katholiſche, und inſofern, als der katholiſche Zuſammenhang zugleich eine Art politiſchen und Reichszuſammenhangs darſtellt, war Karl V. geradezu gezwungen, Luther, der mit ſeiner Lehre dieſen Zuſammenhang bedrohte, zu ächten. Die nationale Auffaſſung des Chriſtentums, wie ſie in der Lehre des wittenbergiſchen Mönches hervortrat, mußte ihm gerade ſo unerträglich ſein wie der Kirche. Der Kampf gegen die Ketzerei ergab ſich aus ſeiner Stellung ebenſo ſelbſtverſtändlich wie der Kampf gegen die Türken: wir ſehen alſo unter Karl V. eine Lage der Dinge, die in allem Weſentlichen echt mittelalterlich iſt, die eigentlich nur eine Wiederholung mittelalterlicher Zuſtände iſt, auch in dem Verhältniſſe Karls V. zum Papſte. Denn auch der Gegenſatz zum Papſttum, den wir immer hervortreten ſahen, wenn ein Kaiſer wirklich Kaiſer ſein wollte, — auch dieſer Gegenſatz fehlt nicht, und zwar dauert er, mehr oder weniger heftig, während der ganzen Regierung Karls V. fort. Genau ſo wie unter Friedrich II.

die Kurie sich zum Kampfe gegen den Kaiser entschloß, obwohl derselbe bereit war, der Kirche ihre Ketzer zu verbrennen, obwohl er also in der Frage der Glaubenseinheit durchaus bereit war, mit der Kirche Hand in Hand zu gehen, genau so bekämpfte die Kurie Karl V., als dieser in der Schlacht bei Pavia den französischen Nebenbuhler aus dem Felde geschlagen hatte und damit also eine Stellung errungen hatte wie etwa jener Friedrich II. nach der Schlacht bei Cortenuova. Wieder, wie so oft im Mittelalter, spielte die Kurie Frankreich gegen den siegreichen Kaiser aus, und diese feindselige Politik zwang Karl V., statt gegen Ketzer und Türken gegen den Statthalter Petri und gegen Rom zu ziehen.

Auch als die Kurie angefangen hatte, die eigentliche Bedeutung der durch Luther angebahnten Bewegung zu erfassen, blieb sie dem Kaiser gegenüber mißtrauisch, denn genau so wenig wie die mittelalterlichen Kaiser machte Karl V. vor den eigentlich geistlichen Dingen Halt, konnte er es thun bei dem Charakter seiner Herrschaft. Die Erhaltung der Glaubenseinheit war ihm ein politisches Bedürfnis, er mußte daher, als sich zeigte, daß die Glaubenseinheit ohne gewisse Zugeständnisse nicht zu erhalten war, von seinem Standpunkte aus zu solchen Zugeständnissen bereit sein, und er mußte natürlich von der Kurie verlangen, daß sie ihn bei dieser Politik des Entgegenkommens unterstütze. Allein die römische Kirche war unterdes — aufgeschreckt durch die ungeheure Gefahr — zum Gefühl ihrer selbst gekommen, der kirchliche Sinn war wieder erwacht, die Gesellschaft Jesu war begründet worden, und mit ihr war wie mit der Reform des elften Jahrhunderts der

Geist strengster Einheitlichkeit und Unterordnung, schroffster Ablehnung jeder Sonderrichtung herrschend geworden.

Die Kirche lehnte daher jedes Entgegenkommen ab, und es blieb Karl V. nicht erspart, in offenem Zwiste mit dem Papste selbst gewissermaßen die Verrichtungen des Papstes zu übernehmen und durch sein Augsburger Interim (1548) den Versuch zu machen, auch den religiösen Zwiespalt von sich aus, kraft kaiserlicher Allgewalt, zu lösen.

Der Versuch Karls V. ist gescheitert — wie sein ganzes Lebenswerk. Seine Abdankung war ein Eingeständnis seines Irrtums. Es war Karl nicht gelungen, die natürlichen Gegner, die sich seinem universalen Herrschaftsplane entgegensetzten, niederzuringen, er litt Schiffbruch an dem kirchlich-politischen Sondergeiste, wie er in dem Protestantismus, in der Haltung der deutschen Fürsten, in der Politik Frankreichs zum Ausdruck kam, und der in anderen Formen auch das Mittelalter hindurch immer da gewesen war, immer hervorgetreten war, wenn die Idee der Einheit einen mächtigen Vertreter gefunden hatte. Der Mittelpunkt dieses kirchlich-politischen Protestantismus — das Wort hier im weitesten Sinne als Gegnerschaft des Universalismus genommen — war trotz seines eigenen katholischen Bekenntnisses Franz I. von Frankreich; in dem Kampf dieser beiden Männer, Franz' I. und Karls V., spitzte sich der Gegensatz der Zeit zu, spitzte sich zugleich aber ein Spannungszustand zu, der, wie wir wissen, auch durchaus mittelalterlich war.

Natürlich, zunächst erwuchs die Feindschaft Franz' I.

gegen Karl V. aus den verschiedenen noch unausgetragenen Streitigkeiten über Teile der burgundischen Erbschaft und über Italien, allein eben diese Streitigkeiten stammen doch aus jener uns bekannten Nebenbuhlerschaft Frankreichs mit seinen Nachbarn zur Rechten und zur Linken — beides fiel unter Karl V. zusammen — und aus den universalen Bestrebungen der französischen Könige, denn, es ward schon angedeutet: diese Bestrebungen, die unter Philipp dem Schönen in so überraschendem Umfange hervorgetreten waren, sie waren ein ständiger Zug der französischen Politik geblieben. Die Söhne Philipps IV. hatten die Richtung des Vaters durchaus beibehalten. Der Kampf der Kurie gegen Ludwig den Bayern war unter fortwährendem und starkem französischen Einflusse erfolgt, mehrmals war das Papsttum im Begriffe gewesen, an Stelle des von ihm verworfenen Ludwig einen französischen Prinzen einzusetzen. Karl V. von Frankreich und Karl VI. hatten den Gedanken weiter gepflegt, unter dem letzteren war dann schon das Bestreben hervorgetreten, die kaiserliche Stellung durch Erwerbungen in Italien anzubahnen. Karl VII. war zweimal als Gegenkaiser Friedrichs III. in Betracht gekommen, und Karl VIII. hatte den entscheidenden Schritt gethan und jenen großen Kriegszug nach Italien unternommen, der vorübergehend den französischen Einfluß in diesem Lande zum herrschenden gemacht hatte, er hatte sich aber zugleich als der echte Fortsetzer der Politik Philipps des Schönen gezeigt und als ein echter Beherrscher der Franzosen, die von jeher und immer der Idee einer Beherrschung der östlichen Mittelmeerländer nachgejagt haben und noch nachjagen, — er hatte den ganz be-

ſtimmten Plan gefaßt, bei dem Beſitze Italiens nicht ſtehen zu bleiben, ſondern von hier aus Konſtantinopel zu erobern. Die Franzoſen hatten ja allerdings das Gewonnene raſch wieder durch eine Liga aller der Mächte verloren, die von dem franzöſiſchen Ehrgeiz das Aeußerſte zu befürchten hatten, allein Franz I. war aufs neue auf den Plan getreten, hatte Mailand erobert, und es iſt ja bekannt, wie wenig dazu fehlte, daß er an Stelle Karls V. zum römiſchen König gewählt worden wäre. In den Kämpfen dieſer beiden trat alſo nur in die Erſcheinung, was die Jahrhunderte vorher latent geweſen war, ſie waren alſo inſofern nur ein Nachſpiel des Mittelalters. Allein ſie waren zugleich ein Vorſpiel der Neuzeit, denn der Gegenſatz war nur zum Ausdruck gekommen, nicht zum Austrag, und die alten univerſalen Ideen der Franzoſen wurden in der Folgezeit fortgeſponnen, ſobald die Monarchie die inneren Kriſen überwunden hatte. Was Ludwig XIV. wollte, war thatſächlich die Univerſalmonarchie, wie ſie ſein mittelalterlicher Vorfahr und Vorläufer, Philipp der Schöne, zuerſt im Geiſte erfaßt hatte.

Nicht nur 1658, beim Tode Ferdinands III., ſondern ſpäter noch einmal, im Jahre 1679, nach dem Frieden von Nimwegen, verfolgte er ganz ernſtlich das Ziel, römiſcher Kaiſer zu werden, hatte er zu dieſem Zwecke bereits Geheimverträge mit einer größeren Anzahl von deutſchen Fürſten, z. B. auch mit dem Großen Kurfürſten abgeſchloſſen. Er erreichte ja dies Ziel nun gerade nicht, allein es bedurfte faſt nicht des Titels, um ihn wirklich, wenigſtens zeitweiſe, als den Herrn Europas erſcheinen zu laſſen, gehörte doch der größere

Teil der europäischen Staaten damals zur Klientel Frankreichs: England und Schweden waren (das erstere wenigstens bis zur englischen Revolution) in Abhängigkeit von ihm, in Norditalien hatte er wertvolle Beziehungen, in Deutschland stand ihm ein Bund von Fürsten zu Gebote, der ein Vorläufer des Rheinbundes war, in Polen, im ganzen Osten war sein Einfluß maßgebend, der Schrecken schritt einher vor seinen siegreichen Fahnen, und auch die spanische Erbschaft schien ihm nicht entgehen zu können. Um ihn endlich vollends als Weltkaiser, dem nur der Name abging, zu charakterisieren, fehlte auch nicht der Plan, die Hegemonie auf dem Mittelmeere zu gewinnen und den Orient zu erschließen, fehlte auch nicht der Konflikt mit dem Papste, hervorgerufen durch die Neigung, auf das religiöse Gebiet mit seinem Machtworte hinüberzugreifen, kurz, die Politik Ludwigs bewegte sich durchaus in den typischen Formen des Imperialismus.

Ludwig XIV. wurde in seinen Plänen aufgehalten durch dasselbe Prinzip, das sich Karl V. entgegengesetzt hatte, durch den Protestantismus, durch das germanische Christentum, wie es sich im Widerspruch mit der römischen Weltkirche, die zugleich Weltstaat geworden war, entwickelt hatte, und dessen Zusammenhänge, dessen Selbstgefühl sich gerade unter dem Drucke der von Ludwig XIV. ausgehenden Bedrohung wieder neu belebt hatte. Die dem Katholizismus innewohnende Neigung zum Imperialismus, die tief innerliche Wesensgleichheit verleugnete sich also auch damals nicht, ihr Hervortreten hatte aber keine andere Folge, als daß nur wieder aufs neue der Völkerindividualismus sich

stärkte. Das Ende von Ludwigs XIV. Plänen war ein großes Mißlingen, und das war doch schließlich auch das Ende des Gewaltigen, dem es endlich beschieden war, den goldenen Stirnreif der Cäsaren, dessen Besitz ein unerfüllter Traum der französischen Könige gewesen war, zu gewinnen und das Weltreich Karls des Großen wiederherzustellen: Napoleon Bonaparte, so gerne als der Erbe der Revolution betrachtet, wurde in diesem Sinne auch der Erbe und Testamentsvollstrecker der Bourbonen. Denn es sind nicht neue Bahnen, die Bonaparte wandelt, so neu sie scheinen, sondern im Gegenteil, alles, was er erreichte, ist vor ihm schon unendlichemale gedacht und erstrebt worden. Es ist ihm sicherlich nicht bewußt gewesen, daß er eigentlich nur ausführte, was die gestürzten Roys so oft geplant hatten, was der eigentliche geheime Sinn der ganzen bisherigen französischen Geschichte war: die Wiederherstellung des Imperium Romanum durch die Romanen, die Verdrängung des Germanentums aus der Jahrhunderte hindurch behaupteten Machtstellung, die Neubegründung des Weltreiches mit Paris als Hauptstadt, das war das selten recht klar erkannte, aber das instinktiv ersehnte Ziel der Franzosen, und es ist die welthistorische Bedeutung Bonapartes, diesen Traum der Jahrhunderte zur Wirklichkeit gemacht zu haben.

Es zeigt sich auch hier wieder, daß das eigentliche Wesen der Großen der Geschichte vor allem darin beruht, daß sie ein Organ besitzen, welches sie in Berührung setzt mit dem Weben der Volksseele; sie haben gewissermaßen eine Kollektivseele; was in Millionen

dumpf hinlebender Geschlechter als unbewußter Trieb sich forterbt, das verdichtet sich in ihnen zu dem grandiosen Willen, zu dem stark empfundenen Beruf, das wird bei ihnen zu dem unwiderstehlich wirksamen Thatendrang, das Ziel selber aber, das sie sich zu setzen glauben, ist ihnen meist gegeben, sie sind nur die großen Rätsellöser der Geschichte.

So war denn auch Napoleons Werk nur eine Erneuerung von Altem, es war ein Wiedererstehen vergangener Daseinsformen, es war keine bloß äußerliche Anlehnung an antike Vorbilder, es war eine wirkliche, innere Renaissance. Es war mit anderen Mitteln die Fortsetzung des Werkes der römischen Imperatoren, und so wie Napoleons Gesichtszüge die Züge der Cäsaren wiederspiegeln, so war das Empire Français, unter dem das Welschtum wieder in den Landen rechts des Rheines gebot, in allem Wesentlichen das wiedererstandene Imperium Romanum. Es ist für die Geschichte unseres Jahrhunderts von unermeßlicher Tragweite gewesen, daß sich die Macht des Empire nicht an dem kontinentalen Germanentum brach, sondern an den Seegermanen, den Engländern, und an dem Erben des oströmischen Kaisertums, an dem slavischen Zartum, allein vollkommen niedergerungen konnte sie doch erst werden, als sich auch das eigentliche Kernbeutschland, das protestantische Preußen, zum Kampfe erhob, und wie stets, so ist auch dieser Kampf gegen den politischen Universalismus zum Ausgangspunkte erneuten nationalen Aufschwungs geworden.

Es ist aber nicht nur die politische Ausgestaltung des Imperium Romanum gewesen, die diese univer-

salen Bestrebungen in der Neuzeit fortgesetzt hat, diese Bestrebungen sind auch herrschend geblieben in derjenigen Organisation, die, wie wir wissen, die unmittelbare Fortsetzerin dieses Imperium gewesen ist, und die in ihrem innersten Innern stets ein solches Imperium Romanum geblieben ist, nämlich in der römischen Kirche.

Die Welteroberung, die Weltherrschaft ist auch *nach* der Reformation ihr Ziel geblieben. Die Zeitalter Philipps II. von Spanien und Ferdinands II., des Jesuitenzöglings, haben dadurch ihren Inhalt empfangen. Die Kirche stellte ihre Waffen dem fürstlichen Absolutismus zu Gebote, um durch ihn und mit ihm die Welt wieder zurückzuzwingen unter das Joch der Hierarchie. Der Bund beider, des weltlichen und des geistlichen Despotismus, war eine furchtbare Gefahr für die Zukunft Europas, er stürzte die Menschen in einen Strudel von Kriegen. Als der Angriff endlich abgewehrt war, und die moderne Entwicklung gerettet war, da erlahmte der Kampfeifer, allein mit der politischen Reaktion im Anfange unseres Jahrhunderts erwachte er aufs neue. Die Neugründung des Jesuitenordens ward das Signal zum Vorgehen, und es ward bald der Beweis geführt, in welchem Irrtum sich die gutherzigen Protestanten jener Tage befanden, die da wähnten, daß die Kirche eine andere geworden sei. Die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts bringt auf jeder Seite Belege für das Gegenteil.

Es ist nicht nötig Offenkundiges darzuthun und in dem Gewebe der Ereignisse der neueren und neuesten Geschichte den *schwarzen* Einschlag besonders zu be-

zeichnen. Die Politik der Kurie ist allgegenwärtig, und ihr Ziel ist kein anderes, als das, dem sie von jeher nachgestrebt hat: die kirchlich-politische Unität herzustellen in der ganzen Welt, die große Kirchentrennung rückgängig zu machen, das Werk Luthers wieder zu zerstören, die nationalen Gebilde zu zertrümmern.

Wir lächeln bei diesem Zukunftsbilde, denn diese nationalen Gebilde, insbesondere das unsrige, scheinen uns für die Ewigkeit gegründet zu sein, allein sie sind das nicht in den Augen der Kurie. Sie, die nicht nach Jahren, sondern nach Jahrhunderten rechnet, sieht in ihnen nur Phasen, die vorübergehen. Sie duldet sie, aber sie verzichtet niemals. Man täusche sich deshalb nicht: es ist ein wirklicher Friede zwischen ihr und dem modernen Staate nicht möglich, am allerwenigsten mit einem Staate, der germanisch ist, und der in seinem Kern und Wesen protestantisch ist. Das germanische Sonderbewußtsein und der Protestantismus bleiben der Feind, denn sie bilden beide die Negation des Lebensprinzips der römischen Kirche. Der Katholizismus kann wohl in romanischen Ländern ein Bündnis eingehen mit dem nationalen Gedanken, weil der Katholizismus eben seinem Ursprunge und seiner Gestaltung nach romanisch ist, in germanischen Staatswesen kann er es aber nicht, kann er niemals national sein. Ueber diese aus den Bildungsgesetzen hervorgehende Thatsache hilft auch der beste Wille nicht hinweg. Wenn in unserem heutigen Deutschen Reiche die katholische Partei, die im Reichstage und in der allgemeinen Politik einen entscheidenden Einfluß ausübt, behauptet, sie sei so gut national wie jede andere, so mag das für jeden ein-

zelnen Katholiken und für den Augenblick gewiß zutreffen, für die Zukunft ergeben sich aber aus dieser Herrscherstellung, wenn sie andauern sollte, nur zwei Möglichkeiten: entweder, das Deutsche Reich *entkatholisiert* die deutsche katholische Kirche und zwingt sie sich loszusagen von der allgemeinen Kirche, oder die katholische Kirche Deutschlands katholisiert und entnationalisiert das Reich und führt es auf die Bahnen des Imperialismus.

Auch hier muß aber betont werden, daß weder angeklagt noch verurteilt werden soll. Es ist das alles so, weil es so sein muß, weil die Kirche eben nur dadurch Kirche ist, daß sie unabänderlich dieselbe bleibt und dasselbe will. Was sie ist, das *ist* sie eben durch diesen Konservatismus. Sie entstand ja durch *Erhaltung*, durch zähes Festhalten an dem einmal erarbeiteten Kulturbestande, sie beruhte damit auf dem dem Menschen tief innewohnenden *Bedürfnis* festzuhalten an dem Ueberkommenen, das Alte heilig zu halten, *weil* es alt ist.

Die Kirche beruht ferner auf dem Bedürfnis des Menschen sich *zusammenzuschließen* und auf der Beseligung, welche das Bewußtsein, einem großen, einem überwältigend großen Ganzen anzugehören, erzeugt. Auch dieses Bedürfnis ist eine bleibende Eigenschaft der menschlichen Natur, allerdings, wie es scheint, mehr den Romanen eigen, allein der leichte Rausch, der jenem Bewußtsein entsteigt, ist auch für den Germanen nicht ohne verführerischen Reiz. Der Glaube hat oft gewankt, er ist bei Millionen von Katholiken, namentlich in den romanischen Ländern, so gering, so äußerlich, daß aus

ihm allein die Fortdauer der Kirche durch alle Krisen nicht zu erklären ist. Was sich aber niemals verlieren kann, das ist diese Einwirkung des erhabenen Gedankens von der Größe und von der zeitlichen und räumlichen Unendlichkeit des kirchlichen Zusammenhangs, die Suggestion der Machtidee, und um deswillen muß die Kirche Macht sein und nach Macht streben, kann sie nicht ruhen, bis die Verheißung erreicht ist, daß ein Hirt sein soll und eine Herde. —

Wir sind am Ziel, nach langer Wanderung zur Gegenwart zurückgekehrt.

Wir waren ausgegangen von dem universalen Zusammenhange, den das Mittelalter als Erbschaft aus dem Altertum überkam, und den nach anderthalb Jahrtausenden die Reformation zerriß, und wir haben erkannt, mit welch unausweichbarer Notwendigkeit diese Zerreißung erfolgte.

Wir waren ausgegangen von der Erkenntnis, daß dieser universale Zusammenhang, dieses Imperium Romanum, ein Ergebnis des Kulturzusammenhanges gewesen war, daß die staatliche Einheit zusammen mit der kulturellen Einheit erwachsen war, daß die Idee eines einzigen, die Menschheit umfassenden Kultur- und Friedenskreises staatbildend gewirkt hatte, und wir sahen, wie diese Ideen fortwirkten, wie anderthalb Jahrtausende hindurch die Menschheit an dieser Idee der Einheit, der staatlichen Welteinheit, festgehalten hatte. Wir haben aber auch gesehen, daß diese Einheit, wenn sie wirklich Einheit war, die Freiheit bedrohte, und daß infolge dieser Unvereinbarkeit von Einheit und Freiheit der mittelalterliche Weltstaat auseinanderbarst.

Wir haben das Fortleben der Idee der Einheit auch nach der Reformation verfolgt, wir haben gesehen, daß sich in allen Jahrhunderten die Versuche wiederholten, ein Universalreich zu gründen, die alte Ordnung wiederherzustellen, daß die europäische Welt aber diese Versuche stets zurückgestoßen hat.

Die Idee, die den universalen Reichen stets einen Schein der Berechtigung leihen konnte, ist die Idee des ewigen Friedens, der durch das Leben der Menschheit innerhalb des Rahmens eines einzigen staatlichen Gebildes allein gesichert scheint. Aus der Energie aber, mit der diese Idee stets zurückgewiesen wurde, ergiebt sich, daß die europäische Menschheit wohl zu leben vermag unter der Gefahr einer Störung des Friedens, nicht aber unter der Gefahr einer Bedrohung der Freiheit.

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

JUL 28 1941

IRVINE

INTERLIBRARY LOAN

REC'D LD-URL

APR 16 1973

MAY 1 1 1973

REC'D LD JUN 18 73-4 PM

UC INTERLIBRARY LOAN

MAR 3 1988

UNIV. OF CALIF., BERK.

LD 21-100m-7,'40(6936s)

YB 25127